This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07437336 0

Max Rubner.
1899.

R.A.E.
Dissertation

1849.

Ueber

Leben, Geschichte

und

Sprache

von

Dr. L. Diefenbach,

Pfarrer und Bibliothekar zu Solms-Laubach.

Verlag der J. Ricker'schen Buchhandlung in Giessen.

1835.

E. i

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1912 L

Gedruckt bei G. D. Brühl in Gieſſen.

Herrn Geheime-Regierungsrathe

Dr. Friedrich Schmitthenner,

Professor der Staatswissenschaft an der Universität zu Gießen, der Kongelige Nordiske Oldskrift Selskab zu Kopenhagen und mehrerer Deutschen historischen Gesellschaften, so wie des Gelehrtenvereins für Deutsche Sprache zu Frankfurt ordentlichem und des landwirthschaftlichen Vereins für die Eifel zu Bonn Ehrenmitgliede

in aufrichtiger Verehrung, Dankbarkeit und Ergebenheit

gewidmet von dem

Verfasser.

Nachtrag.

(September 1835.)

Erst bei Beendigung des Druckes kommt mir die Fortsetzung von Bopp's vergleichender Grammatik, so wie Stern's interessante Grundlegung einer Sprachphilosophie zur Hand; es bleibt mir deßhalb kaum Zeit, den folgenden nachträglichen Citaten auch einige, bei eiliger Durchlesung aus der erstgenannten Schrift gesammelte zuzufügen:

Zu Seite 32: Ueber die Comparationssuffixe vgl. Bopp, vgl. Gr. S. 389.

— — 77 mit Anm k): Ueber Rhinismus vgl. noch Bopp a. a. O. S 409 mit Anm. u. S. 457. — Der rhinistischen Verstärkung gegenüber steht auch eine solche Schwächung durch Ausfall eines Nasales.

— — 80 Anm. z): Vgl. ferner a. a. O. §. 135 mit Anm. S. 340 Anm **.

— — 81 Anm. k): Zu der verstärkenden Rückwirkung von h, r, auch w, vgl. noch Grimm Gr. I. S. 459. 467. cf. 236. 239.

— — 82 Anm. 4): Vgl. noch Bopp a. a. O. S. 381.

— — 82—83: Ueber uru vgl. a. a. O. S. 408—9; über guru S. 423.

— — 83—90: Ueber Assibilation vgl. Grimm Gr. I. S. 262.

— — 95: Zu der Hypothese über mnâ vgl. Bopp a. a. O. S. 469.

— — — Anm. 2): memor bei Bopp (a. a. O. S. 478 Anm.) = mesmor: Sanskr. smar.

— — ebendas. mit S. 96, VI.: Auch in Sanskr. schlägt bisweilen ç vor (vgl. çvak, çvalk), ein bekanntlich meist ursprünglich gutturaler Laut.

— — 96 Anm. 2): Bekanntlich wird naman etc. auch anders gedeutet und mit nehmen u. s. w. zusammengestellt.

— — 97: Für die ursprüngliche Demonstrativ-Bedeutung selbst des Frage-Pronomens sind mehrfache Belege in dem 2. Hefte von Bopp's vgl. Gr. zu finden.

— — 109 Anm. 2): Für das Suffix ir vgl. Bopp a. a. O. S. 292. — Für ar ebds. S. 233. Anm.

— — 117—118: Zu den dort angeführten Formzerspaltungen vgl. noch a. a. O. S. 352. Anm.

— — 119-120: Für etwaigen unorganischen Uebergang der Auslautslänge in die obliquen Casus vgl. Bopp a. a. O. S. 328.

Ein uferloſes ewig bewegtes Meer dehnt ſich das Leben vor unſern Blicken aus; Geſtalten tauchen auf und verſinken, bald unter ſturmbewegten Wogen, bald auf friedlich ſtiller Fläche; und wann das Einzelweſen verſchwunden iſt vor unſeren ſchwachen Augen, dann ſagen wir, es ſey todt; aber es iſt wirklich in das unendliche Leben untergegangen und hat nur ſeine Grenzen aufgegeben. Es iſt kein gedankenloſer Myſticismus, der uns dieſe Anſicht des alle Einzelleben erzeugenden und wieder aufnehmenden allgemeinen Lebens gibt; ſondern die freie Anſchauung der Natur führt uns dazu, indem wir uns durch die im Menſchen wohnende Gotteskraft von allen individualen Schranken losmachen, ſelbſt von unſerer theuerſten kindlichen Hoffnung auf individuales Fortleben und das Wiederſehen der verſchwiſterten Weſen, die mit uns auf dem unendlichen Strome ſchifften und plötzlich vor uns verſchwanden. Oft iſt das Losreißen von einem als unrein und verderblich erkannten Wahne ſchon ſchwer; wieviel mehr die Trennung von einem reinen, beſeligenden Traume, der nicht bloß dem einzelen Menſchen, ſondern der ganzen Menſchheit theuer iſt. Schon der erſte Menſch bildete ſich ihn in der ſchweren Stunde, als er um das Weſen trauerte, das mit ihm oder kurz nach ihm entſtand und vor ihm verging, und als er umgeben war von ſeinen Kindern und Kindeskindern und von den tauſend Weſen einer Welt, die ihm angehörte — und doch einſam. O ſchöner Glaube, der ihn tröſtete! Sein Herz ſprach ihn ſelig aus; die Blumen,

die aus dem Wintertode aufwachten, flüsterten dazu, und der ganze Frühling rief ihn jauchzend nach — und doch war er Täuschung. Du hörtest nur dein menschlich trauerndes, menschlich wünschendes und ebenso getäuschtes Herz, guter Mensch! Die Natur sprach anders. Es waren nicht die gestorbenen Blumen, die wieder aufblühten, sondern es waren ihre Kinder; die Erde darf ihre Leben nicht aufbewahren, wenn sie sich nicht bald feindlich anfallen und zerreißen sollen. Besser darum, der Tod hilft den Leben, als daß es selbst sich anfeinde; besser ein Wesen aufblühend über dem modernden, als zwei, die nicht recht leben können, weil keines sterben kann.

Diese Ueberzeugung festhaltend müssen wir uns über all jenes kindliche Sehnen und Hoffen erheben — nicht uns davon losreißen mit Prometheus-Trotze, damit nicht der Geier unser Inneres zerreiße *); auch nicht in dumpfer Resignation, noch weniger in stiller, tödtlicher Trauer die Trennung davon erdulden. Nein, wir müssen zusehn, wie die Blüthen und die Menschen verwelken; wir müssen vorausdenken in künftige Aeonen, wo diese ganze Erde mit ihren Gräbern sich auflösen wird, wie jedes Einzelwesen **); und wo diese Sonnen den Wesen, welchen

*) Bilder dieses Kämpfens und Unterliegens geben mannigfaltig durch die alten Mythen. Nodier sagt: Dem Antäus gleich umklammert der Mensch die Erde, aus der er ward, um mit mehr Kraft gegen den ihn drängenden Gott zu kämpfen; und er steht nur wieder auf, um zu sterben. Die Fabel des Titanen ist die unveränderliche Geschichte der Welt.

**) Wie der Mensch von Jahre zu Jahre vollkommener wird in seinem inneren Leben, so wurde es auch diese Erde, die er bewohnt, von Jahrtausende zu Jahrtausende. Wir sehen die Menschengeister, die von der grauesten Vorzeit an zu dieser Vervollkommnung wirkten, nicht mehr in ihrem Einzelleben; aber sie haben alle Theil an diesem Leben der ganzen Menschenwelt, das durch sie höher stieg. Doch Jahre verschwinden und das schöne Menschenleben geht unter. Aeonen werden verschwinden und die blühende Erde mit

sie einst leuchteten, nachfolgen werden in den heimathlichen Schooß der Natur: und in all diesen versinkenden Leben nur den Phönix *) sehn, der zugleich als sein Kind und

---

ihnen untergehen. Ist sie denn Mehr vor der Unendlichkeit des Universums, als Ein Erdenbewohner? Ist sie Mehr oder Weniger, als ein Individuum, das vor der Unendlichkeit in Nichts verschwindet und doch für sich besteht oder im Strome der ewigen Zeit einmal bestand? — Und keine Sündfluth wird die Erde strafend dahin reißen, sondern sie wird sterben, wie der Mensch, im langen Laufe der Zeiten vollkommner geworden. Ihr Sternenglanz wird den Blicken ferner Weltenbewohner verschwinden; aber Was sie war und Was die Millionen Geister auf ihr waren, bleibt und wirkt ewig fort in der endlosen Reihe der Wesen und Welten! Amen.

*) Diese bedeutungsvolle Sage stellt nach der reinen Naturphilosophie das Gesetz von Sein und Vergehen oder vielmehr von dem ewigen Leben in dem Universum dar, das sich erneuert, indem es sich tödtet. Und diese Freiwilligkeit, womit der Phönix von langer Wanderung endlich heimkehrend sich und seine Heimath der läuternden, Tod und Leben bringenden Flamme übergibt, weil sein Tagewerk vollendet ist — welch ein kräftiges Wort an die Seele, die vor der Vernichtung ihrer Individualität zurück bebt!

Obschon die Lehre der dogmatischen Christen in einer gewissen Feindschaft gegen die Naturreligion steht, so ist doch eben ihre Ansicht über Christus Opfertod sehr der erwähnten Idee der Naturreligion von der nothwendigen und doch freien Hingebung der Individualität entsprechend.

Am Leichtesten und Vollkommensten stellt sich die Nothwendigkeit dieser Opfer, diese Unterordnung des Einzel-Wols unter das allgemeine in einer Allgemeinheit dar: in einem Staate, einer Gemeinde, auch einer Lehranstalt. Selbst die reinste republicanische Form eines Staates oder einer Gesellschaft fordert für die Allgemeinheit von den einzelen Gliedern bisweilen Opfer, und seien es nur die Opfer von Ansichten, von Gewohnheiten. Der Staat ist der beste, in dem das Ganze mit möglichst kleinen Opfern der Glieder besteht; der Staat aber existirt nicht, wo diese Opfer ganz unnöthig wären. Nehmen wir selbst den Menschen als Ganzes, das aus Theilen besteht: seine Theile sind eben diesem Gesetze der Einheit oder Allgemeinheit unterworfen. Wie oft streiten die Forderungen des geistigen und körperlichen Seins

als er wiederum ſelbſt ſich jugendlicher und ſchöner aus der Aſche erhebt. Und nicht bloß zuſehn dem werdenden und vergehenden Leben, ſondern auch das eigne*) in ſeiner Blüthe und Luſt und wieder in ſeinem Untergehn fühlen ohne Todesſchmerz, ohne Schwäche wie ohne Widerſtand, frei wollend, wie der Phönix in der deutungsvollen Sage, was die heilige Natur gebietet. Das Alles muß mit Beſtimmtheit und Klarheit vollendet werden, mit gewiſſenhafter Erwägung aller Gründe, damit wir nicht in einem dämmernden Gefühlleben zwiſchen Wahrheit und Zweifel hangen bleiben. Als Gegengründe gegen jenes entſagenden Glauben dürfen unſere einzelen Gefühle, Wünſche und Abneigungen nur ſehr behutſam gebraucht werden nur mit genauer Zergliederung ihrer Natur und Entſtehung Wer wird leugnen, daß der Tod wenigſtens das Erdenleben beſchließe? Und doch wird ſich ihn kein Weſen im blühenden Leben voll Kraft wünſchen, wo noch keine Qual die Lebensluſt aufzehrt; es wünſcht ihn erſt, wann die

---

gegen einander; ſoll das Ganze nicht leiden oder wenigſtens ſeinen Zweck nicht verfehlen, ſo müſſen beide Parteien mit wechſelſeitiger Nachgiebigkeit ſich gütlich ausgleichen.

Und wie es ſich mit den Theilen der Welt verhält, ſo verhält es ſich mit ihrem Ganzen, mit dem Univerſum. Es kann nicht beſtehen ohne Opfer der Einzelleben; ſomit ſind alle dieſe zweckmäßig oder nothwendig. Es kann nicht anders ſein, weil das Univerſum nicht aus Idealen, ſondern aus Realitäten zuſammengeſetzt iſt und ſein muß; es iſt die beſte mögliche Welt.

Dieß Geſetz, wie alle des Univerſums können wir nur aus ſeinen Theilen ſchließen, weil wir es ſelbſt nicht überſehen können. Ueberall ſpiegelt ſich das Unendliche in dem Endlichen ab, und das endliche Weſen ſoll überall die Geſetze des Unendlichen zum Muſter nehmen — das heißt auf theologiſch: der Menſch ſoll immerdar Gott vor Augen haben.

*) Leider ſterben oft Menſchen, Völker und ſelbſt Sprachen fluchend, wie z B. die Korniſche tragikomiſch in dem Munde der alten Fiſcherinn Dolly Penteraeth.

üppige Schönheit der Natur ſeiner Kraftloſigkeit und die Fröhlichkeit anderer Weſen ſeiner Trauer zu ſpotten ſcheint, alſo in irgend einem kranken, abnormen Zuſtande. Und ſelbſt dann wünſchen wir ihn kaum und klammern uns im Unglücke wie im Glücke (— weil wir die Dauer des Glückes eben ſo heiß erſehnen als den Erſatz des Leidens —) ſo feſt an den Glauben der individualen Unendlichkeit (contradictio in adjecto!), daß wir den nicht wegzuleugnenden Tod zum Intermezzo ſtempeln und dem Erdenleben, das ſelbſt einem Chriſtus, wie vielmehr einem Poſa und Egmont Trennungsſchmerzen koſtete, Fortſetzung auf einer andern Erde, die wir Himmel nennen, leihen, ſtatt ſeine ewige ununterbrochene Dauer im allgemeinen Leben zu glauben. Es iſt wahr, das Unendliche ſpiegelt ſich in der Bruſt des Menſchen und es iſt keine Täuſchung; aber der Menſch, ſeiner Natur nach endlich, darf nicht verlangen, mit dem, was ſeiner Natur nach ewig iſt, weil er es anſchauen konnte, als Einzelweſen fortzudauern. In ſchwächeren Stunden erſcheint uns dieß Zurücklaſſen der Individualität als Zernichtung und ewige Verbannung aus dem Vaterhauſe; aber iſt das All, die Heimath alles Lebens nicht auch die unſre? Immer ferner ſteht dem Menſchen die kleine Heimath der Kindheit, wann er im Leben vorſchreitet, und er wird immer mehr der ganzen Erde eigen, bis auch dieſe weite Heimath vor ſeinen Blicken ſchwindet und die allgemeine ihn wieder aufnimmt.

Jene Schwäche iſt auf der niederen Stufe des Bewußtſeins natürlich und darum verzeihlich; gewöhnlich wird der Menſch ſich ſeiner nur als Individuums bewußt und verwechſelt das Einzelleben mit dem allgemeinen, — ähnlich wie die Erde lange Zeit wähnte, am Abend gehe nicht ſie, ſondern die Sonne unter, und nicht begreifen konnte, daß das Lichtmeer ununterbrochen fortflute. — Einen Schritt höher erblickt der Menſch das allgemeine Leben als Object vor ſich, als Nicht-Ich im Gegenſatze zu ſeinem

individualen Ich. Die höchste Stufe aber ist das S
bewußtsein im allgemeinen Leben, das Selb
kennen und- Empfinden in dieses hinein, die unerli
Bedingung der Unsterblichkeit. Wen die Vernichtun
Individualität niederdrückt, der verdient diesen S
durch sein egoistisches Haften an Individualität, das
Schmerz erzeugte; oder nach dem Ausdrucke eines ach
werthen Theologen „die Vereinigung mit Gott kann
geschehen, wenn wir gerade das uns von Gott Trei
— das Individuale, Unvollkommene, Sündige — 1
ihm nehmen wollen.“ Wer zu solcher Erhebung
Kraft hat, auch nicht in einzelen höheren Stunden

*) Die positive Religion hat dieselben Grund- Züge und- Wir
wie die reine, nur in verkleinertem Maßstabe. Sie g
noch in Kindheit befangenen Menschen das Bild eines g
übermenschlichen Menschen und nennt es Gott; und so
sie überhaupt die ewigen Wahrheiten von Fortdauer, Ver
Vorsehung u. s. w. κατ' ἄνθρωπον. Die Formen
Religion können in ihrer natürlichen Gestalt und Größ
Momenten aufgefaßt werden, wo wir uns mit dem gewö
irdischen Maße für uns selbst nicht begnügen.

Wollte indeß selbst der ausgezeichnete Mensch die A
beständig nur in ihren gigantischen Urformen vor Augen
so würde er unter dem Gewichte überirdisch großartig
stellungen ermatten, weil an seinem irdischen Theile au
die irdischen Vorstellungen und Wünsche mit der eigenthi
Schwere der Erde hingen und zögen.

Hier ist der kleine Gott in der Enge. Die Erde ist z
als daß er ihr ganz entsagen möchte; noch Mehr: er
nicht und soll es auch nicht wollen. Noch weniger wird
wenn er den reinen Nektar der Wahrheit einmal geko
dieß Vorrecht des Götterfreundes aufgeben wollen, un
den trüben Trank des Erdenmahles zu genießen, und e
auch nicht.

Darum erhebe er sich in den edelsten seiner Moment
in ihm, wie in dem Diamanten, das Licht rein und selb
in düstrer Nacht waltet, über seine Erde und sitze mit a
der Götter; darnach, weil er Mensch ist, kehre er wiede

blicke die Geſchichte nicht an, wenn er ſeinen Glauben behalten will *). Denn der Gott, der über Saatfeldern

---

Den Nektar darf er nicht herabbringen, nicht die Stoffe, die ihm die höchſten Genüſſe und Seligkeiten gewährten; denn ſie ſind nur für die Bewohner jener höheren Regionen beſtimmt, unter denen auch er einmal ſtand; aber das Erzeugniß jener Stoffe, die Seligkeit, iſt ſein Eigenthum geworden und bleibt ihm auf Erden.

Ohne Bild:

Wir erheben uns in den Momenten höchſter geiſtiger Klarheit, Kraft und Würde zu einer allgemeinen Anſchauung des Univerſums, von individualen Verhältniſſen, Anſichten, Wünſchen und Befürchtungen abſtrahirend. Es iſt nicht jener freundliche, aber auch kleine Gott der Menſchen, den wir erblicken; ſondern um uns wogt der lebendige, lichte Gott der Welt. In Einem unbeſchreiblichen Schlage des Herzens empfinden wir ſeine Liebe und majeſtätiſche Kraft und unſer Lieben und Vertrauen gegen ihn. Wollten wir aber nun bei der nothwendigen Rückkehr in dieſes Erdenleben zugleich immer über demſelben ſtehen, ſo wollten wir Unmögliches; und wenn das Ueberirdiſche ſiegte, ſo würde das Erdenleben bald durch die Spannung zernichtet werden, in der uns das beſtändige Anregen desſelben erhielte. Ebenſo wenig würden wir uns zu den platten irdiſchen Vorſtellungen von Gott und Weltregierung herabwürdigen wollen und würden es auch nicht mehr können, ſondern über den vergeblichen Verſuchen dazu auch die höchſten Vorſtellungen wieder verlieren.

Unſere Aufgabe iſt nun folgende: In jenen heiligen Augenblicken haben wir uns — nicht durch myſtiſche Gefühle, ſondern durch klare Anſchauung — überzeugt, daß Liebe und Vertrauen zu Gott keine Erzeugniſſe der Täuſchung ſind.

Dieß Bewußtſein ſollen wir uns nun bewahren im irdiſchen Leben, ohne uns immer wieder die Gründe vorzuhalten, deren Gewicht uns im gewöhnlichen Zuſtande niederdrücken würde; das iſt der feſte Gottesglauben nach Gründen, und einmal in ſeinem Beſitze, würden wir ihm hernach gar nicht mehr niedere Gründe zur Stütze ſuchen. Wir ſind dann „Seines Geſchlechtes" und dürfen uns doch freuen wie Menſchen, ohne wie Menſchen verzweifeln zu müſſen.

*) Wir dürfen den Glauben nicht durch ſubjective Deutelei der Geſchichte zu behalten ſuchen. Vergleiche Schmitthenner Grundr. der alten Geſchichte § 3.

und aufblühenden Völkern ihm freundlich erſcheint, verſchwindet wieder in den Wolken über Erdbeben und Schlachtfeldern und brennenden Städten; und es gehört eine ſtarke, geübte Seele dazu, in dem grauſigen Anblicke der Zerſtörung an ihre wolthätigen Folgen zu denken *).

---

*) Die bittren Klagen eines längſt gebrochenen Herzens, deſſen Kraft in der Liebe zu den leidenden Weſen unterging, mögen hier ihre Stelle finden:

„„Es iſt kein milder, liebevoller, ſchonender Geiſt, der von Anbeginne her durch die Erdengeſchichte unſichtbar geht; eine muthige unbezwingbare Kraft, eine finſter verſchloſſene, erbarmungsloſe Macht, mit feſtem Willen ohne Wanken führt ſie dem ernſten Ziele entgegen. Was hat das furchtbar erhabene Weſen nicht ſchon zertreten von Allem, was da war auf der Erde!““

„Mag dieß auch nur von der Erdengeſchichte gelten: es iſt für uns Erdenbewohner kein Troſt, daß wir uns die Möglichkeit glücklicherer Geſchöpfe auf anderen Sternen denken. Wir ſind die erſte Stufe von Weſen auf dieſem Weltkörper, in denen das Bewußtſein erwacht iſt; aber wir ſcheinen es oft nur zu beſitzen, um vor den Thieren das Vorrecht der Erkenntniß zu haben, welche Bande, zerreißbar nur mit unſerem Sein, uns an die Erde und an die Sinne und damit an das Unglück feſſeln. Was hilft uns unſeligen Mittelweſen zwiſchen zweien Welten die Wahrſcheinlichkeit, daß vollkommnere und deßhalb glücklichere Welten und Weſen in gränzenloſen Fernen exiſtiren! Wie bedeutungsvoll iſt die hebräiſche Sage vom Baume der Erkenntniß! der Menſch aß von ſeiner Frucht, und das Unglück trat herrſchend in ſein Leben. Er ward umgeben von tauſend Leiden, von denen eines ſeiner Seele ſchon das Leben zur Laſt machen kann, und von tauſend Freuden, die lächerlich! alle vereint ihn nicht einmal über jenen einen, armſeligen Schmerz erheben können. Und ſo geht es Jahrtauſende ſchon, und noch heute ſteht der gute Menſch in der Kirche, und bedankt ſich in allen Tonarten für das Glück, zu ſein! Da lob ich mir doch noch die Teufel, denn ſie knirrſchen in ihre Ketten.

O du liebevolle, ſanfte Natur! ſende deine Morgengrüße nicht ſo vorwurfsvoll herein. Du ſollſt ja nicht angeklagt werden, denn du biſt ja nicht Schuld an deiner Schönheit und an unſeren

Wir hören Neronen der Menſchheit nur ein Leben wünſchen, damit ſie es auf einmal zernichten könnten; ja

---

Schmerzen: du mußt vielmehr die Klagſchrift mit unterſchreiben. Denn alljährlich werden deine Blüthen und deine ſtillen, ſchuldloſen Weſen auf dem großen Altare mit gemordet, und nach flüchtigen Jahrtauſenden wird all dein Leben todter Graus ſein.

Die Religionslehrer wollten die Weſen lehren lächeln und freudig ſein in ihrem Opfer-Leide und Tode. Darum nannten ſie es ein Dank- und Preis-Opfer; aber weil ſie dann doch dem ephemeren Geſchöpfe nicht zumuthen konnten, für ſeinen armſelig verlebten, verhofften und verlittenen Lebenstag zu danken: ſo verſprachen ſie ihm ein ſchönes Geburtstagsgeſchenk nach dem Tode, freilich auf theure Pränumeration, die in die Caſſe des Univerſums floß.

Wie lange iſt es ſchon ſo zugegangen! die heiteren Götter der Griechen ſtarben alle; und nur das finſtre Fatum, die unendliche Nacht, in der ſie alle untergingen, blieb zurück. Aber das Menſchengeſchlecht war unermüdlich im Hoffen und Träumen; es baute neue Altäre, verwarf alte Räthſel, bildete neue — und wo ein Leben ſich aus der allgemeinen Disharmonie herausringen wollte, da wurde es höchſtens zum ausweichenden Septimenaccorde, deſſen Auflöſung ausblieb und durch ihr Ausbleiben jenes ängſtliche, quälende Gefühl erzeugte, das wir Ahnung nennen!“ —

„Es iſt eine ſchreckliche Wahrnehmung, die ich in der Welt mache: das Leben nährt ſich vom Raube des Lebens, und das Ende dieſer Cannibalenkette iſt der Menſch, ausgezeichnet dadurch, daß er auch von dem Leben ſeiner eigenen Gattungsverwandten zehrt. Ach der Mörtel zu den Fürſtenburgen iſt mit Thränen und Blute angerührt, und wenig Glück gibt es auf Erden, deſſen Grundſäule nicht fremdes Unglück iſt. Und ſo will es die Weltordnung; ja das Univerſum könnte nicht ewig neues Leben erzeugen, wenn es nicht ewig Leben verſchlänge“

Doch nicht nur bei einzelen Menſchen, auch unter ganzen Völkern zeigt die Geſchichte ſo trübe Lebensanſichten verbreitet. Vergleiche das Wort der Thrakiſchen (oder Keltiſchen) Trauſer: „alle Geborenen ſind beklagenswerth, alle Verſtorbenen glücklich“ eine Meinung, die, wenn auch modificirt, durch die Chriſtenwelt nach klingt und die in ihrem Grundweſen ganz verſchieden iſt von der verwandt lautenden vieler Hindus: „daß

tausendmal Mehr, wir sehen Wüthriche dem Einzelwesen unzählige Leben wünschen, um es unzählige Male die ersonnensten Martern des Todes fühlen zu lassen; und nur die Erinnerung an das Gehörte und Gelesene zerreißt uns Menschen das Herz nnd verbittert uns den Wunsch, selbst glücklich zu sein. Aber wir erheben uns über die furchtbaren Schranken und blicken weiter in der Geschichte; auf den von den Schreien des Schmerzes und der Wuth durchhallten, von dem Dampfe des Blutes verdüsterten Tag folgt die stille heilige Nacht; nnd wir sehen den ewigen Weltgeist fort lächeln und segnen aus seinen Sternen, wie vor Jahrtausenden, sehen darnach einen Tag voll neuen Lebens über der ausgeruhten Erde aufgehen.

Darum wollen wir bei unseren Wanderungen durch die Weltgeschichte ihren Wüsten und Trauerstätten keineswegs mit feige geschlossenen Augen vorbeigehn; sondern wir wollen sie vielmehr durchwandern und muthig immer weiter schreiten. So wird uns mitten unter Gräueln noch manche edle Gestalt erscheinen; sei es ein Held, der nur starb, nie aber unterlag, weil sein letzter Athemzug noch beharrlicher Kampf *) war; oder ein größerer, der beharrlich duldend über Millionen siegte, wie Christus; und weiterhin wird unsre Wanderung bald in ehrwürdige Eichenwälder voll heiliger Denkmale führen, bald in heitere Lusthaine, in denen das freundliche Leben und Lieben vergangener Zeit waltet, und wo uns die göttlichen Ge-

---

Sitzen besser ist, als Gehen, Liegen besser als Sitzen, Schlafen besser als Wachen, das Beste von Allem aber der Tod"

*) Damit meinen wir freilich nicht den Mörder im Großen, dessen Thaten, im kleineren Kreise und Maße verrucht erscheinend, durch Extension die Menge bestechen, die nicht mitfühlt, weil sie nicht mitduldet. Menschlich und zugleich männlich urtheilten die alten Inder (v. Bohlen aus Hitopadêsa) „daß jeder Krieg eine Pest des Landes sei, dennoch aber persönliche Tapferkeit den ersten Anspruch auf die Gnade der Himmlischen habe"

ſtalten und Klänge der Künſte und Wiſſenſchaften begrüßen.

Nur dürfen wir nicht erwarten, daß die Geſchichte uns über alle dahin gegangenen Augenblicke und Leben Rechenſchaft ablege. Nur in der Gegenwart hat jeder Augenblick und alles Einzele Geltung und Bedeutung; und es iſt nicht leicht ein Weſen, deſſen Freudenrufe und Todesklagen ganz ungehört verhallen. Aber im Rückblicke auf die Geſchichte finden wir nur rieſenhafte Maſſen. Jahre, ja Jahrhunderte, und wo die Geſchichte noch Sage iſt, gar Zeiten ohne Namen ziehen an uns vorüber, wie die Augenblicke der Gegenwart. Kein Glück, das lange vor uns im ſtillen Hauſe und im ſtillen Herzen lebte, nennt die Geſchichte; eben ſo ſind in ihrem Strome verweinte Monate und Jahre, ganze vernichtete, langſam geopferte Menſchenleben ſpurlos untergegangen. Wir hören nur den donnernden Sturz der Städte und der Reiche, und ein Knaul von tauſend Menſchenleben ſinkt wie ein Einzelleben in der Schlacht, die die Geſchichte auf einem halben Blatte ihres Buches erzählt. Freilich tönen dieſe furchtbaren Phänomene lauter hervor, als das mehr allmälige, leiſe und doch oft ſo großartige Aufblühen der Völker; darum aber ſollen wir uns durch jene gewaltigen und düſteren Töne nicht betäuben laſſen, ſondern empfänglich bleiben für die wolthätigen Klänge des Friedens, zugleich bedenkend, daß die zahlloſen Freuden des Stilllebens nur deßwegen von der Geſchichte verſchwiegen werden, weil ſie ſich von ſelbſt verſtehen und überall und immer waren, wie heute — allerdings auch jene geheimen Schmerzen.

Vor unſerem wirklichen Eintritte in die Geſchichte ſollen wir eine richtige Anſicht der ganzen Natur, der Welt im Allgemeinen, zu gewinnen und dadurch zum Begriffe des Individuums zu gelangen ſuchen. Wenn wir vorhin die Welt oder das allgemeine Leben mehr lyriſch

betrachteten, ſo ſagen wir jetzt beſtimmter: Die Welt iſt in ſich ſelbſt bedingt und beſteht durch von Ewigkeit her mit Nothwendigkeit wirkende Kräfte und nach eben ſo ewigen und unabänderlichen Geſetzen. Dieſe Kräfte mit ihren Geſetzen bilden den feſtſtehenden Theil der Welt; wir trennen durch Abſtraction von dieſem real beſtehenden Theile die Idee, die ihm zu Grunde liegt und nennen ſie Gott = das Abſolute, in ſich ſelbſt Bedingte, die Quinteſſenz und Seele der Welt. Die in der Zeit erzeugten Kinder der ewigen und feſten Kräfte, die Individuen im weiteſten Sinne, ſind beſchränkt *) und wechſelnd mit ihrem Leben, Thun und Leiden; nicht fähig, aus dem Kreiſe jener Geſetze herauszutreten, aber innerhalb deſſelben ſich mannigfach bewegend.

---

*) Dadurch löst ſich auch die Frage über das Uebel in der Welt: Jedes Einzelweſen iſt beſchränkt und unvollkommen, alſo des Böſen fähig („Niemand iſt gut als Gott allein")

Das All beſteht aus Einzelweſen.

Folglich ſchließt es auch Uebel in ſich, weil es ſo ſein muß, wie es iſt — nicht, um das Gute durch einen Gegenſatz zu heben, nicht um die Herzen der Menſchen zu beſſern, was wol oft geſchieht, während es ſie aber auch oft verſchlimmert. Der Weiſe ſucht die Gaben der Natur, kämpft gegen ihre Uebel und weiß ſie zu tragen. Dieſe Uebel und das Unglück überhaupt machen verſchiedenartige Wirkungen auf den Menſchen. Die Einen werden niedergedrückt und hoffnungslos, die Andern verzweifeln auf luſtige Manier. Die Einen ſchaffen ſich ein Phantom, das ſie tröſte; die Andern eines, um dagegen zu murren und zu knirrſchen, einem Ariman. Die Einen werden apathiſch und halten es für thöricht, gegen ein übermächtiges Schickſal zu kämpfen; die Andern werden durch den Choc des Unglücks gerade recht thatkräftig. Letzte ſind die Tüchtigſten und Glücklichſten; und ſo werden ſie ſich ſelbſt zu dem guten Principe, deſſen Hülfe Andre von außen her erwarten; ſo wie Mancher der Vorgenannten ſich ſelbſt zum Ariman wird, weil die Caprice, einen Teufel zu glauben, und die Portion Teufel, die in ihm ſelbſt ſteckt, ſich gegen ſein Glück verſchworen haben.

Sobald wir aus dieſer Vorhalle *in die Geſchichte* eintreten, müſſen wir zuerſt den Schauplatz derſelben, die Erde, in ſeinen Schickſalen verfolgen; mit ihr alle die Geſchlechte, die ſie bewohnen, und die, welche ſie vor den jetzigen, auch vor dem Menſchen, bewohnten. Ueberall finden wir die Beſchaffenheit und folglich die Geſchichte *) der Weſen durch die der Erde an ſich, des telluriſchen Lebens, bedingt, von dem allgemeinſten Standpunkte herab bis auf alle die einzelen örtlichen und zeitlichen Einflüſſe, der Bodensbeſchaffenheit, des Klimas u. ſ. w. Wenn der Charakter der Urzeit durch alle Theile durch — in Steingebilden, Pflanzen, Thieren — ſich durch die *Maſſe* auszeichnet, ſo der der Folgezeit durch den *Organismus*. Als die ungeheueren Ichthyoſaurier noch in ihrem eben ſo formloſen Elemente vegetirten, nährte die Erde noch kein höheres Thierleben, viel weniger ein Menſchenleben. Jetzt dagegen — d. h. in dem Jahrtauſende langen Jetzte, ſeit die Menſchheit beſteht — iſt die Maſſe ſehr geſchwunden; aber die geiſtigen Kräfte walten reger in den feineren Organen. Dieſes geiſtigere Leben ſcheint uns noch mehr zuzunehmen auf Erden, als wirklich der Fall iſt, weil unſere Forſchung fortſchreitet. Mit Recht verbreiten wir dieſe auch auf die oft verkannte und gemißhandelte Thierwelt und erkennen empiriſch, was die Phantaſie der Vorzeit ahnte. Ihr ſtolzen Menſchen, die ihr den Thieren alle höheren Geiſteskräfte abſprecht: beobachtet ſie doch genauer, ob nicht abgeſehen von den zahlloſen Aeußerungen ſelbſtändiger intellectueller Thätigkeit ſich auch mannigfaltiges Gefühlsleben in ihnen offenbart; vor allem Mutterliebe, dann auch beſonders Dankbarkeit und

*) *Cuvier* und *Ritter* verdanken wir vorzüglich ſolche Grundlegung, Jenem die durch die Urgeſchichte, Dieſem die durch die Darſtellung der vorliegenden Beſchaffenheit der Erde und ihrer Theile. —

ſelbſt freiere Zuneigung. Ja, werdet ihr ſagen, da Inſtinct, das iſt Trieb. Gut, nennt es ſo; aber müſſen wir auch dieſe genannten Gefühle, die ſelb der roheſten Menſchennatur gegründet ſind, auch bei Menſchen ſo nennen. Es ſchadet nicht, denn der Be adelt das Wort. Trieb iſt Gefühl, Gefühl iſt Trieb und das Thier beſitzt es, wie der Menſch, nur in niel Potenz.

Was war der Menſch ſelbſt, als er zuerſt auf Erde erſchien? Wenn wir auch Barth's Wort: „ Inſtinct trat das Thier in die Welt und ward Mer nicht unterſchreiben wollen; ſo müſſen wir doch zuge daß er damals ſeinen alten Stammverwandten, den T ren, weit näher ſtand, und daß er nur nach ſeinen Anl Menſch war, wenn wir nicht miracula majora annel wollen. Die Natur erſchuf ihm nur das Princip ſ Bildung an, nicht deren Reſultate, zu deren allmä Entwickelung, ja zu der der Anlagen ſelbſt, nicht blo Zeit an ſich, ſondern auch die parallele Fortbildung ganzen Umgebung, namentlich des oben erwähnten lebens, beitragen mußte.

Es iſt wol ſicher wahr, der Menſch lebte einſ volleres und ungetheilteres Leben; aber den rechten G des Lebensgenuſſes bringt doch erſt das Bewußtſein (die Zergliederung). Die erſten Menſchen, in denen für die noch alles ſpäter als zweigeſtaltig Erkannte heit war: Leben und Bewußtſein des Lebens, Subject und Objectivität, Natur und Gott — ſie genoſſen mehr animaliſch. Mit Unrecht hat man die „Bild unfähigkeit“ der übrigen Geſchöpfe zum Gegenbeweiſ gen den früheren tieferen Stand des Menſchen gebra

*) Ueberhaupt grenzen ja die Culminationspunkte des geiſtig bens in Andacht und jeder Begeiſterung wiederum nahe Sinnlichkeit und werden durch ſie hervorgerufen.

gewollt. In der That gewinnen täglich vor unſeren Augen die Thiere im menſchlichen Umgange weit mehr Bildung, als ihre vernachläſſigten Geſchwiſter; noch Mehr würde der noch unerwieſene Satz bezeugen: daß die vollkommneren Thierracen aus roheren allmälig, unter klimatiſchen und anderen Einflüſſen, erwuchſen *); ſo der anlagenreiche Haushund aus dem ſtummen oder nur roh heulenden wilden Hunde und dieſer aus dem wolfähnlichen Jakale; das mit Unrecht als dumm verſchriene Schaf aus dem wilden Argali und dgl. So finden wir auch Zurückartungen oder vielmehr Herabartungen zur Genüge in Einzelleben und Völkerleben unter den Menſchen, wie unter den Thieren, z. B. unter den Hunden verſchiedener Landſtriche; unſer phlegmatiſcher Deutſcher Eſel ſtammt vermuthlich von dem kraftvollen und muthigen Onager des Oſtens und dgl. Mehr. An ſolcher Entartung iſt entweder das Individuum Schuld, oder Verpflanzungen in fremdartiges Klima, Mangel an Pflege, Tyrannei und Mißhandlung.

Wie niedrig indeſſen die erſten Menſchen ſtanden, ſo ſtanden doch ſchon ihre Anlagen höher, als die des Thieres und entwickelten ſich ſchnell, weil Leib und Seele geſund war. Wie die Menſchen entſtanden, wie viel Zeit ſie zu ihrer erſten Entwickelung gebrauchten, iſt, wie Kosmogonie und alle Zeugung, ein immer unlösbares, aber immer anziehendes Räthſel. Genug, ſchon frühe erwachte in dem Weſen, das die Kuh Audhumbla aus dem Steine leckte, oder das aus der Erdſcholle entſtand, der Glanz

*) Daß die Uebergangsſtufen Statt finden, zeigt die Wirklichkeit; aber wir müſſen die Geſchöpfe-Arten nicht als Kinder und Enkel der gebärenden Natur anſehn, ſondern können ſie alle als deren unmittelbare Kinder betrachten, alſo als ältere und jüngere Geſchwiſter untereinander, nicht als Descendenten von einander. So beantwortet ſich auch die unten auftretende Frage über die Abſtammung des Menſchengeſchlechtes von Einem Adam oder Mehreren.

des Karfunkels, der in keinem andern Erdengeschöpfe leuchtet: der Sinn für das Schöne und das ewige Wahre. Orpheus sang, eh' die Geschichte begann, und die ersten Dichter waren die ersten Philosophen; die Dankbarkeit der Menschen stellte die Priester des Ewigen, die Mittler zwischen ihm und der Menschheit Ihm gleich und nannte sie Götter; oder wenn sie diesen auch den Menschennamen ließen, verehrten sie sie doch als die Herren ihres Geschlechtes. Unvergessen bleiben die Namen Zoroaster (Zaratustrô) Zamolxis (der Skythen, Lett. Ziamoluk's), Sokrates, Platon und der erhabene Dulder am Kreuze. Und eben dieses dankbar verehrende Andenken ist ein lautes Zeugniß, daß der Mensch gut erschaffen war, daß er wenigstens diesen Namen verdiente auf einer ersten Stufe über dem ursprünglichen halbthierischen Zustande. Durch alle Sagen der Völker zieht die Erinnerung an Ur-Reinheit, wie ein träumendes Heimweh, kräftiger sich in der Hoffnung eines Messias gestaltend und in der genannten Verehrung der erschienenen Messien. Auf jene Reinheit zurück deutet die Sage, daß selbst die bösen Dämonen gefallen sind und einst rein waren; oder es ist ein goldenes Zeitalter, wie bei den Römern und Griechen; ein Paradies, wie bei den Hebräern; oder ein stilles, schuldloses Leben geschlechtloser *) Wesen wie bei den Mongolen; auf das die sehnende Sage zurück weist. Verwandt, aber nicht ganz Eins, damit ist die Sage einer schon früh, vor späterer Verwilderung, gewonnenen Geistesbildung; die Hebräer z. B. nennen einen Melchisedek vor ihrer eigenen Geschichte. Aus demselben Elemente, aus dem die erste Bildung entsprang, entstand auch die erste Sünde und die

*) Das hier ausgedrückte Gefühl, daß der Gegensatz und der Trieb der Geschlechter zu einander in der Unvollkommenheit des Menschen an sich begründet ist, zeigt sich auch in den zahlreichen androgynen Göttern andrer Religionen.

Erbsünde, nämlich aus der Erkenntniß. Die erste Sünde, so wie das fortwährende niti in vetitum, ist ursprünglich nur Kraftäußerung; selbst manche Sprachen weisen darauf hin. Als der Mensch vom Baume der Erkenntniß gegessen hatte, fühlte er zugleich seine Freiheit und seine Fesseln. In der Fülle ursprünglicher Kraft und Lebenslust hielt er nun fest an der Freiheit und trat in Kampf gegen die Gottheit, ein ringender Prometheus; später begann er den Kampf gegen seine eigene Menschheit, um sich mit der Gottheit in Frieden zu halten oder zu stellen (so Asketen und Selbstopferer unter Buddhisten, Brahmanen, Christen) indem er die frühere Richtung seiner Kraft als Sünde erkannte *).

Wir gehen von dem Menschen an sich oder im Verhältnisse zu Gott und Natur zu dem Menschen unter Menschen über. Natur flocht zuerst Familienbande, und Patriarchen **) waren die ersten Despoten der Jäger und Nomaden; allmälig wurden die wachsenden Clane zu Staaten ohne contrat social, mit Gesetzen, die Anfangs die ächten Kinder der Nothwendigkeit waren; und die erste Willkühr war nur das Resultat besserer Erkenntniß des Nothwendigen durch den Einzelen. Gerne fügten sich die Menschen, denn ihre Natur trieb sie zum Streben nach Einheit; der Trieb, zur Sehnsucht erhöht, führte zum Gesetze ***). Eine früher von dem Verfasser niedergeschriebene Dichtung möge hier ihre Stelle finden:

---

*) S. o. S. 2. mit Note *).

**) Man ist in neuerer Zeit gewohnt, Namen von Menschen in der Sage als Namen von Völkerstämmen anzusehen. Aber woher erhielten sie diese?

***) Schön sagt W. v. Humboldt: „das Gesamtstreben der Menschheit bezweckt im letzten Resultate nichts Anderes, als Gesetzmäßigkeit forschend zu finden oder bestimmend zu begründen.

Vorbildes und ſeiner entſagenden Liebe; und er wurde der erſte Märtyrer der Menſchheit, indem er der erſte Monarch auf Erden wurde.

Dasſelbe Princip des Lebens und Auslebens, das in jedem Einzelweſen waltet, waltete auch in den Staaten; entweder verkümmerten und erloſchen ſie in ſich, oder zerfielen aus Ueberfülle der Maſſe und aus Mißbrauch des gewonnenen Lebensſaftes. Zwar ging in jedem Volke, wie in jedem Menſchen, ein Mikrokosmos unter; aber die Beſtandtheile ſeines Lebens verflüchtigten ſich nicht in leere Luft, wie Coſimo di Medici's Diamanten, ſondern wuchſen in neues Ganze über. Und ſo wird es immer fort gehen, vielleicht in immer größerem Maßſtabe, bis aller Einzel-Charakter in dem einen der Menſchheit verſchwindet, wie er ja auch urſprünglich aus einem ſich entfaltete.

Unendlich intereſſant iſt nun die Aufgabe, das urſprüngliche Entfalten der Menſchen in Raume und Zeit in die Urzeit zurück zu verfolgen und die Verwandtſchaft der Völker darauf zu gründen.

Die überall ähnliche Beſchaffenheit der Menſchen läßt der Annahme einer dynamiſchen Urverwandtſchaft Raum. Aus ähnlichen Factoren müſſen ähnliche Producte entſtehen; die verſchiedenzeitige Reife der einzelen Erdtheile ließ auch die Urmenſchen zu verſchiedenen Zeiten entſtehen. Gewiß löſt dieſer Satz den Gordiſchen Knoten leichter, als die mühvollen Hypotheſen von Einwanderungen über höchſt ungangbare Völkerbrücken, von einſtmaligem Verſinken einer Atlantis; und die großen phyſiſchen Verſchiedenheiten ſind nicht alle genügend aus klimatiſchen u. ſ. w. Einflüſſenzu erklären. Beſonders bei der Betrachtung America's kommt dieſe Frage vor. Selbſt die auch in America vorkommende Sage von einer großen Flut zeugt nicht entſcheidend für

frühere numerische und örtliche Einheit des Menschengeschlechtes, da vielmehr nach den Naturgesetzen anzunehmen ist, daß alle Erdtheile ähnlichen, wiewol nicht gleichzeitigen Katastrophen unterworfen waren. Freilich werden uns speciellere Uebereinstimmungen in Sagen, Gebräuchen und dgl. besonders zwischen America und dem alten Europa referirt, die nicht bloß aus dynamischer Verwandtschaft der Erdtheile und ihrer Bewohner zu erklären sind; gewöhnlich aber sind sie mit Vorurtheilen, nicht unbefangen, aufgefaßt, und bei genauer Beobachtung verliert das Halleluja in den Wäldern Americas seinen Nimbus.

Anders, als mit jenen allgemeinen Sagen, verhält es sich mit der auf einen Welttheil sich beziehenden fast historischen Nachricht einer großen Flut. Klaproth hat gezeigt, daß die Sage der Hebräer, Inder und Chinesen auf Einen Zeitpunkt hinweist (Durchschnittsjahr 3076 v. Chr.) von dem zugleich das erste Entstehen der Asiatischen Staaten ausgeht. Die allgemeine Verbreitung der Sage beweist das Eintreten einer Flut bei Menschen-Gedenken, also auch-Bestehen, besonders da sie auch immer das damalige Bestehen des Menschengeschlechtes erwähnt. Die bloßen Beobachtungen sinnigerer Menschen über die Reste der vor-menschlichen Erdrevolutionen hätten keine so allgemeine Geltung gewonnen; natürlich beziehen wir uns hier auch nicht auf diese letzteren, welche ihre Einwirkungen auf die ganze Erde erstreckten und unter deren Trümmern vielleicht keine Reste von Menschen sich befinden [1]). Die hier ge-

1) In unsrer unglaubigen Zeit wird dennoch mancher frühere Unglauben zurückgewiesen. Neueste Zeugnisse sprechen von Menschenresten aus urältester Zeit, ohne jene mannigfachen Mystificationen zu fürchten, die bekanntlich frühere Forscher Andern und sich selbst bereiteten. Ja die lebenden, leider aber sprachlosen Zeugen aus der Urwelt, die greisen Kröten, deren Dasein man bisher sogar nur für einen etymologischen Irrthum er-

meinten mehr partialen Fluten waren nicht so gewaltsam, daß der Schooß der Erde die Gebeine der umgekommenen Menschen bergend aufgenommen hätte.

Wir stellen die Annahme einer vor der speciellen Verwandtschaft der Völker hergehenden allgemeineren, antediluvianischen so: Die Hochebenen waren der zuerst bewohnbare Theil der Erde; von einer solchen (d. h. von einer in jedem Haupt-Erdtheile) herab geschah eine erste Auswanderung in die allmälig von dem Wasser befreiten Thäler und Ebenen. Aus den genannten halb-historischen, doch noch durch die Unreifheit des Erdkörpers bedingten großen Fluten retteten sich die Meisten auf die jeder Ebene zunächst liegenden Hochebenen; nach Entfernung der Flut begannen nun zweite Auswanderungen [1]) von den verschiedenen Mittelpunkten herab; und von dort her schreibt sich die Eintheilung der Menschen in Völkerfamilien, so wie alle Geschichte der Völker und Sprachen. Die Menschheit und ihr Correlat, die Sprache, mag vor dieser Flut auf einer allerdings niedrigen Stufe gestanden, vermuthlich auch noch nicht lange als solche bestanden haben; sonst würden die geretteten Stammältern der einzelen Familien mehrere und bestimmtere Mittheilungen antediluvianischer Geschichte gegeben haben. Zwar ist der Mangel der Geschichtsüberlieferung noch kein Beweis gegen dage-

---

klärte, entstehen heutzutage in wirklicher Persönlichkeit. Untersuchungen über die Qualität dieser neuesten Entdeckungen gehören nicht hierher; wir bemerken nur, daß ihre Quantität gering ist.

1) Davon scheinen sich sogar Reminiscenzen in den Sprachen erhalten zu haben z. B. in den Kelt. Wörtern bre, brò, brig u. s. w., verwandt mit Berg, welche zugleich Hügel und Land, namentlich Vaterland bedeuten. Dazu gehört auch Gal. bruach, Slav. breg = Ufer ursprünglich wol = Anhöhe, vergleiche Gr. ἄκρα. — Vielleicht auch collis (Litth. kalnas): colere = arare: Erde, colere als Bebauung mütterlichen Erd-

weſene Realität der Geſchichte; Joh. v. Müller's [1]) Aeußerung über die „wolverdiente Dunkelheit" früherer Völker und Perioden ſcheint aus der Unzufriedenheit des eifrigen Geſchichtsforſchers hervorgegangen, welchen die Führer in der terra incognita verließen, deren Daſein er wußte und die nun ſeinem ſtrebenden Geiſte verſchloſſen war. Wir müſſen vielmehr annehmen, daß — nach R. v. Lilienſtern [2]) — „die Erinnerung der einzelen Menſchen nicht eindringt in die bewußtloſe Periode der erſten Kinderjahre, und daß ſich eben ſo die früheſten Schickſale des menſchlichen Geſchlechtes in geſtaltloſer Dämmerung verlieren; daß das Nachdenken über ihre Vergangenheit, das Verlangen nach einer vollſtändigen und gewiſſenhaften Zuſammenſtellung der Begebenheiten bei den Völkern der Urzeit erſt dann erwacht, wann das Andenken an ſie vorlängſt verwiſcht iſt, und der Schmerz über die im Gedächtniſſe

---

bodens gemeint. Freilich liegt die Verwandtſchaft mit cellere, celsus logiſch näher. Ueber das hat Ritter die Idee des gemeinſamen Aſiatiſchen Hochlandes bei den Indern nachgewieſen; ſpecialere alte Sagen von der erſten Herabwanderung nach der Flut kommen an mehreren Orten vor, namentlich in Kasmir. An dieſe Erinnerung alter Flut knüpfen ſich auch Vorausſagungen einer ſolchen, durch welche wiederum die Erde umgeſtaltet werden ſoll, wie z. B. bei den Galen:

Seachet bliadna roimh'n brhaà
Thig muir thar Eirin re aon tra'
Sthar Jle ghu irm ghlais
Ach Suamhaidh J Cólum clairich.

Sieben Jahre vor des jüngſten Tages Graus
Bricht über Erin eine Sündflut aus;
Die grüne Isla wird zu Grunde gehn.
Die heilige J allein den Fluten wiederſtehn.
(Garnett Reiſe 1.)

1) Geſchichte d. Schweiz I. S. 7.
2) R. v. L. zur Geschichte der Pelasger u. Etrusker S. 175.

der Altvordern lückenhaft aufbehaltene, im Munde des Volkes wunderlich ſchwankende und unwillkührlich verbildete Sage, erſt die Sorgfalt für eine gewiſſenhaftere Beobachtung und Aufzeichnung erzeugt.“ Wir müſſen zugleich dieſen Schmerz als gerecht anerkennen, da die Schickſale der Kindheit einen unberechenbaren Einfluß auf das ganze ſpätere Leben üben — ſo wie bei Schillers Demetrius die Flammen, die nur noch in ſeinem träumenden Andenken an die Kindheit geblieben waren, endlich verzehrend in ſein ganzes Leben hereinſchlagen.

Nach allem Dieſem indeſſen erſcheint dann immer die unbekannte antediluvianiſche Geſchichte als die der Kindheit, eines unvollkommneren Zuſtandes; und die oben erwähnte Erinnerung an partiale frühere höhere, ſpäter verlorene Cultur, die auch bei mehreren Völkern durch die Sprache beſtätigt wird, kann ſich nicht auf die Zeit vor der Flut beziehen; wir müßten denn annehmen, daß der plötzliche Eindruck des ungeheuren Ereigniſſes dieſelbe Wirkung gemacht habe, welche oft, aber nur allmälig, durch tyranniſche Unterdrückung der Volksthümlichkeit, Sprache und Religion entſteht: nämlich das Vergeſſen früheren höheren Zuſtandes und einer reichen Geſchichte, gleich wie ein Menſch manchmal durch eine heftige Gemüthserſchütterung das Andenken ſeiner Vergangenheit verliert.

Aber ſelbſt wo ein in einen Erdwinkel verſchlagener Volksſtamm nur ein ödes, ärmliches Leben führte, bleibt uns die Verfolgung ſeiner Geſchichte in die früheren Tage und der Andeutungen ſeines früheren Zuſtandes und Wohnortes in Sprache, phyſiſcher Beſchaffenheit und Sitten wichtig für die Geſchichte und Verwandtſchaft der übrigen Völker, zu deren Kunde die ſeinige vielleicht die unentbehrlichen Mittelglieder liefert, was denn vor Allem für die Sprachen gilt. So vermittelt z. B. die Zend-Sprache die Sanskrita oder vielmehr die Japetiſche Mutterſprache mit ſämtlichen Mediſch-Perſiſchen; die Lettiſchen

Sprachen dieſelbe mit den Slaviſchen und ſelbſt mit den Germaniſchen und Griechiſch-Italiſchen u. ſ. w.

Eh' wir auf die Sprache, dieß Hauptkriterion der Völker-Abſtammung und -Verwandtſchaft übergehn, bleiben uns noch einige andere zu erwähnen. Zurückgehend durch das klar begrenzte Stadium der Geſchichte gelangen wir in die dämmernden Räume der Sage, der träumenden Erinnerungen an die Urzeit, wohin die Geſchichte nicht zurückreicht. Hier gilt es, aus den verſchwimmenden Umriſſen des Traumes die beſtimmten der alten Wirklichkeit herauszufinden, die ihm zu Grunde lag; und die Beimiſchung oder wenigſtens Färbung zu ſcheiden, welche ſpätere Entwickelung, Umgebungen, Ereigniſſe, individuale Dichtungen herbeiführten. Ob wir ſchon z. B. in der Sage vieler Europäiſchen Völker von Trojaniſchem Urſprunge Römiſche, Virgiliſche Färbung erkennen; ſo dürfen wir doch dieſer Sage zu Grunde eine noch ältere, auf Einwanderung von Aſien deutende, vermuthen, die im Gegenſatze zu der Aboriginats-Sage andrer Völker ſteht. — Demnächſt nennen wir die phyſiſche Beſchaffenheit, deren urſprüngliche Grundzüge immer dieſelben bleiben, oft ſogar die Sprache überleben, und durch die Beſchaffenheit des Wohnplatzes nur Modification, nicht völlige Aenderung, erleiden, es müßte denn wirkliche Miſchung mit fremdem Blute ſtatt finden *). Ob wir ſchon der Sprache unter den Verwandtſchaftszeugniſſen den Vorrang geben, können

*) Die durch Tſcherkeſſiſches, Griechiſches, Albaniſches Blut ſchön gewordenen Türken geben keinen Gegenbeweis; weniger klar iſt Körper- und Geiſtes-Beſchaffenheit der Magyaren im Verhältniſſe zu ihren Tſchudiſchen Stammverwandten. Doch iſt der weſentliche phyſiſche Unterſchied zwiſchen den Türken und den ihnen auch durch Sprache und Geſchichte verwandt erſcheinenden Tataren oder Turuken und ſo zwiſchen den Magyaren und Finnen ſo gering, daß ſie Cuvier alle zu den Kaukaſiern zählt.

wir doch nicht leugnen, daß z. B. bei vielen Indischen Völkerschaften, namentlich den Zigeunern, ungeachtet der von der Sanskrita stammenden Sprache, das Zeugniß des Körperbaues, welcher oft *) Mongolisch oder Neger-artig ist, eher zu beachten ist. Selbst die Hautfarbe unterscheidet die Urbewohner Indiens von den Hindus oder Brahmanischen Indiern; und so konnte auch bei den Incas und den Häuptlingen der Australier gleiche Sonnenglut oder Seeluft den Unterschied der Hautfarbe von der der Ureinwohner nicht ganz verwischen.

Mit mehr Vorsicht müssen schon Religion, Rechte, Gewohnheiten, Sitten, Künste als Gründe aufgestellt werden. Die Factoren waren mehr die allgemeine Geistesbeschaffenheit und Anschauungsart der Menschen und die örtlichen Verhältnisse. Unter heitrem Himmel entwickelte sich Sabäismus und Verehrung der schönen Natur überhaupt, sowie die klaren, freundlichen Verhältnisse der Baukunst bei den Griechen, nachdem sich einmal der Geist nicht mehr an die ungeheuren Formen der Inder und Aegypter binden ließ; unter wolkenbedecktem Himmel erzeugt sich die Ahnung und das Geheimnißvolle im Glauben und in den bildenden Künsten — wiewol sich in den freieren geistigen Gebieten, wozu auch die Künste trotz ihrer Verwandtschaft mit der äußeren Natur gehören, keine allgemeinen Normen durchführen lassen. In den ältesten Indischen Bauwerken finden wir Gothische Spitzbögen; Ritter findet in dem Hindu-Chinesischen Ornamentenstyle die Elemente des Etruskischen, Rhätischen, Helvetischen, Keltischen, Skandinavischen und Mexicanischen, ohne daraus eine historische Folgerung zu ziehen. — Von Zeit zu Zeit traten Reformatoren auf, die besonders durch die

*) Freilich oft auch Indisch, wie denn überhaupt zu vermuthen steht, daß die Zigeuner eine colluvies gentium aus Indien sind.

Religion den Sitten der getrennteſten Völker Eine Farbe gaben [1]), ſei es, daß ihre eignen, nun verbreiteten, Anſichten durch Umgebung und Zeitverhältniſſe bedingt waren; oder daß dieſe Anſichten über ſolche hemmende Schranken ſich ſchon urſprünglich erhoben und durch ihre innere Freiheit ſolche Verbindung gewannen. Wo das phyſiſche Geſetz der Schwere nicht oder minder bindet, geht das Fortſchreiten in der Zeit raſcher vor [2]). Je entfernter die Zeiträume, deſto ſpärlicher finden wir die Spuren früherer innerer Geſtaltung und Einrichtung des Volkslebens; allerdings aber reproducirt ſich das Frühere öfters aus begreiflichen Gründen. Während die Verwandtſchaft des Zendvolkes mit den Hindus unter Anderem durch die deutliche Caſteneintheilung [3]) bezeugt wird; würde uns Deutſchen unſer Caſtengeiſt eine ſolche Verwandtſchaft nicht bezeugen, wenn nicht andere Merkmale vorlägen.

Laſſen [4]) erwähnt die für urſprüngliche Homotopie — dort zunächſt der Japetiſchen Familie — wichtige Bemerkung, daß die Hausthiere meiſt bei den verſchiedenen Völkern gleiche Namen führen, folglich — worüber die Naturgeſchichte noch zu befragen iſt — an Einem Orte gezähmt wurden und nachher den Menſchen vor Augen blieben, da ſie ſie mitbrachten. Deutlicher aber zeugt für das Eine Vaterland die gebliebene Verwandtſchaft in den Namen wilder Thiere, die die Ausgewanderten in den neuen Wohnplätzen nicht mehr fanden, ſo ferne

1) Bekanntlich hat die Religion oft ſogar auf Zeiteintheilung und Zeitrechnung einen bedeutenden Einfluß ausgeübt.

2) Ueber die geiſtigen Epochen der Weltgeſchichte und den allgemeinen Gegenſatz zwiſchen antiker und moderner Welt ſ. Schmitth. Grdr. d. a. Geſch. §. 4 — 5 beſ. die unvergleichlich ſchöne Stelle S. 16. 4.

3) Mißlicher ſchon iſt es, aus Sprachgebräuchen und Wörtern allein auf frühere Caſteneintheilung zu ſchließen; wir werden anderes Ortes dieſen Fall bei dem Lettiſchen Stamme erwägen.

4) Beiträge zur Deutung der Cugub. Tafeln S. 4.

unverzeihliche falſche Auffaſſung, wie z. B. bei den von dem doch gelehrten Klaproth in der Asia polyglotta gegebenen Sanskritwörtern, ſtatt finden. Oft wird auch ſelbſt von kritiſchen Forſchern durch das Princip, Alles erklären zu wollen, gefehlt, die lächerlichſten Trivialitäten bei Alten und Neuen ungerechnet. Auch wollen wir in dem ja bei allem wiſſenſchaftlichen Streben nöthigen Aufwande von Kraft und unwiederbringlichem Leben keine Sünde finden. „Des Lebens goldner Baum“ erwächſt ja nicht bloß auf praktiſch irdiſchem Boden, und beſonders die Erforſchung der Sprachen als Zweckes iſt mit dem mannigfaltigſten Leben verknüpft und davon durchwachſen.

Sehr ehrenwerthe Philoſophen fehlen darinn, daß ſie die Sprache gleichſam aprioriſch begründen wollen. Hiſtoriſche Sprachkunde — die nämlich die ganzen Sprachen, wie deren einzelne Theile nach ihrer Entwickelung in der Zeit betrachtet und von der die vergleichende nur ein integrirender Theil iſt — muß, wie ſchon der Name zeigt, empiriſch begründet werden. Allerdings ſind die Geſetze der Sprache aus Naturnothwendigkeit erwachſen; aber vorher könnte ſie nur Der conſtruiren, der die Natur ihres Terrains, d. h. der Menſchheit, ſo wie alle die Umſtände, welche auf ihre Entwickelung wirken mußten im Gange der Zeit, mit Allwiſſenheit durchdränge — derſelbe Fall wie bei der Geſchichte.

Indeſſen iſt es unmöglich, jenes Geſetz des empiriſchen Verfahrens in aller Schärfe durchzuführen. Das Gegebene, aus dem wir ſchließen ſollten, mußte erſt voraus zuſammengeſtellt, dabei auf mathematiſche Gewißheit verzichtet und, bei der erſten Zuſammenſtellung wenigſtens, nur dem Sprachgefühle gefolgt werden. Ahnung legte den Grund zur künftigen Abstraction der Lautverſchiebungsgeſetze und anderer — es iſt der natürliche Gang der geiſtigen Thätigkeiten; der Menſch, Kind wie Greis, faßt das Angeſchaute erſt im Gefühle, dann mit der Erkenntniß auf.

eles auf ſolchem Wege Gewonnene ſteht vor der ſpäter wickelten Kritik feſt, Manches ward verworfen, nicht es richtig Verworfene richtig erſetzt; während pikr, pa- etc. richtig zuſammengeſtellt waren, ſchied die Kritik t Perſiſchen khodà und den Deutſchen Gott.

Die Quantität der Daten gilt in dieſer Wiſſenſchaft, e in jeder empiriſchen, Viel; auffallende logiſche Er- einungen in der Wörterverwandtſchaft müſſen durch ſie ätigt werden; und dieſe ſind zahlreich. Wir können entlich nicht ſagen, daß die Sprache ihre eigene Logik be; aber die Ideenaſſociation war bei dem Sprache- affenden (oder findenden) Menſchen im Naturzuſtande ld iſt noch bei dem Volke oft eine andre, als bei dem rch Abstraction gebildeten Menſchen *).

Wir nannten vorhin die vergleichende Sprachforſchung nen Theil der hiſtoriſchen; wir könnten ſie deren zweiten heil nennen. Hiſtoriſch eindringend in eine einzele Spra- e, zunächſt die Mutterſprache, fanden die erſten Forſcher s organiſche Leben der Formen und Wörter zum großen heile aus dem lebendigen Stamme dieſer Sprache ent- roſſen; bald aber auch iſolirte Sprößlinge in Menge, ren Saft aus unbekannten, im Boden verborgenen Wur- ln kommen mußte **). Sie gingen weiter an Orte, wo

*) Vgl. Schmitthenner Deutſche Etymologie 12. Kapitel. — Ueber die verſchiedene Auffaſſung der einzelen Völker und Spra- chen ſ. Pott etym. Forſchungen S. 149 ff.

**) So führt z. B. v. Bohlen das Lätt. pa-duſsîse = Buſen, Achſelhöhle (=unter den Armen) als vereinzelten Loca- tiv (cf. Sſs. dôs — Pſ. dûsh = humerus, was ſogar anL at. dor- sum erinnert, welches Schwenk aus devorsum erklärt — und die Locativendung su, ſo wie den noch im Litthauiſchen lebenden Locativ) an. Vgl. ubi, ibi und die zahlloſen Reſte alter Bil- dung und Flexion in den meiſten Partikeln der Sprachen. Be- ſonders auch die alte Comparation in iterum u. ſ. w. So nach Bopp Ahd. widar von (Sſs) vi, nidar von ni, Superl. nidana = unten, nieden; Goth. aftana = hinten cf. Ahd. Comp. aftar =

die Zeit noch nicht ſo viele Erde oder Lava aufgeſchichtet hatte, zu Stämmen, die noch tiefer hinunter ſichtbar waren, fanden an dieſen ähnliche Sprößlinge, deren Zuſammenhang mit dem Stamme noch zu erkennen war; daraus ſchloſſen ſie auf gleiches Leben in dem von der Erde verborgenen Theile ihres heimathlichen Stammes; und ſo wurde die Unentbehrlichkeit der vergleichenden Sprachkunde erkannt*). Von der ähnlichen Bildung vieler, oft zerſtreut ſtehender, Stämme ſchloſſen ſie weiter auf einen gemeinſchaftlichen Urſprung ihres Triebes, auf eine tief unten in der Nacht der Zeiten vergrabene, weit verbreitete, gemeinſchaftliche Wurzel — die untergegangene Mutter der einzelen großen Sprachſtämme.

---

nach; ebenſo Ahd. hindar, hindana. So auch in gradatim, intimus u. ſ. w. (Zur German. Verwandlung des Suffixes m in n vgl. das Accuſativſuffix und A.) Sogar nach Steifwerdung des einen Suffixes ſchloß ſich das andre noch an z. B. Goth. hindum-ists = hinterſter, aftuma, aftumists = letzter. Hierhin iſt ohne Zweifel auch auh-m-ists zu rechnen, da der Stamm auh-Ltth. auk iſt. Die Comparation (mitunter auch die ähnliche Bildung der Ordinal-Zahlen) zeigt in den meiſten Japetiſchen Sprachen pleonaſtiſche Suffixion, ſogar geminirte (vgl. Grimm Gr. III S. 620 ff. Vielleicht auch .. τατο iſt urſprünglich als ta+ta zu nehmen, nicht als tam+ta bei Grimm a. a. O. S. 650, b). Das Suff. tara dagegen ſcheint verbalen Urſprunges); nicht überall aber mag dieß durch Abſterben des einen Theiles entſtanden ſein, ſondern öfters organiſch. Dieſelben Erſcheinungen zeigt in ſtarkem Maße die Diminution, auch die Flexion u. ſ. w. Mehr unten. Noch führen wir hier an das Goth. bêrusjôs-Aeltern, nach Bopps Nachweiſung eine Participialtrümmer; Goth. munths = Mund cf. Zd. manthra = Rede (mit abgekürztem Suffixe cf. Hind. cand = Sſ. candra = Mond) aon Wz. man in der Bedeutung ſprechen, worinn ſie ſonſt im Germaniſchen nicht erſcheint. — Und ſo Unzähliges mehr.

*) Schon Wakius ſagt in alter derber Sprache: Ob Achſel, axilla und μασχάλη an einem Stock gewachſen, kann Der berichten, der ſie mit einander ſtehen ſehen.

Nun, da wir wiſſen, welche unter den verwandten Sprachen noch am Weiteſten nach der Wurzel hin in jugendlicher Fülle erkennbar ſind, würden wir parteiiſch handeln, wenn wir unſre jemaligen Mutterſprachen in der Forſchung obenan ſtellen wollten; beſſer, wir beugen den dann bald zu erwartenden Zuſtänden des Zweifels und der völligen Rathloſigkeit vor, indem wir uns zuerſt mit dem deutlichen Leben der vollkommenſten Sprachen bekannt machen, worauf die nachfolgenden Räthſel in den verwandten lösbar werden. Mit Recht wird darum bei uns Japetiden die Kunde der Sanskrita aller einheimiſchen Sprachforſchung zu Grunde gelegt. Billig brauchen wir den Namen einheimiſch; die ganze Sprachfamilie liegt dann als eine Sprache vor uns und jener ängſtliche Zweifel des Patriotismus verſchwindet.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß einzele Zweige ſelbſt an mehr verkümmerten und verdeckten Stämmen *) bisweilen noch in vollkommenerer Geſtalt zu finden ſind, als an jenen mächtigeren; daß daher möglichſte Vollſtändigkeit der Mittelglieder nur durch allſeitige Sprachkunde gewonnen wird, weßwegen der Forſcher in der einzelen Sprache ſich unendliches Verdienſt erwerben kann; um ſo mehr, da in dem kurzen Menſchenleben das tüchtige Verſtändniß des ſichtbaren Organismus in einer Sprache ſchon Raumes Genug bedarf; auch da bei aller Verwandtſchaft der Stämme doch jeder ſeine beſondere Art und Natur beſitzt und die Geſtalt ſeiner Sprößlinge zunächſt aus dem einheimiſchen Bildungstriebe erklärt werden muß, wenn nicht durch unnöthig oder übereilt von anderen Stämmen ein-

*) Zu dieſen rechnen wir auch die Volksmundarten gebildeter Sprachen, mit ihrer „treuverworrenen Ueberlieferung," wie Grimm ſich ausdrückt. Ein noch ziemlich unbearbeiteter, würdiger und reicher Stoff wäre für den Forſcher das Weſen der Volksmundarten, die Urſachen ihrer Divergenz von der Schriftſprache u. dgl.

gehelten Rath, durch falſche Schätzung zufälliger, äuſſerlicher Aehnlichkeit einzeler Theile (ſo z. B. — ſ. o. — Gott: khodâ und dgl.) Irrthum entſtehen ſoll. Der Verfaſſer leugnet nicht nur nicht die Möglichkeit, Gründe für die Priorität der Mutterſprache im hiſtoriſchen Sprachſtudium geltend zu machen*), ſondern er hat Dieß ſelbſt in einem bereits in der allgemeinen Schulzeitung 1833 erſchienenen Aufſatze verſucht, der nochmals hier keine unpaſſende Stelle finden mag. Die beiden Geſichtspunkte vereinigen ſich ungefähr in folgender Mitte: der erſte Eintritt in dieß Studium geſchehe durch die Mutterſprache, damit der Lernende zuerſt in ſich das Bedürfniß weiteren Umblickes fühle; eifriger wird er dann ein neues Leben in ſeiner Wiſſenſchaft d. h. einen neuen Curſus beginnen, der von der vollſtändigſten Sprache ausgeht und ihn ſeiner Zeit wieder zu der Mutterſprache führt, die er nun mit klareren, geübteren Augen anblickt und durchforſcht. — Der genannte Aufſatz folge hier:

Einige Worte über Sprachſtudien beſonders auf höheren Unterrichtsanſtalten.

Bekanntlich hat das Sprachſtudium mancherlei verſchiedenartige Zwecke, durch die denn auch das ganze Weſen dieſes Studiums auf mehrfache Weiſe modificirt wird. Doch erſcheint dieſe Mannigfaltigkeit geringer, wenn wir eine Anzahl von Sprachen Treibenden nicht zu den Sprachen Erforſchenden und Studirenden rechnen z. B. Den, welcher Neugriechiſch oder Italieniſch lernt, weil der liebliche Klang ſeinen Schönheitsſinn lebendig anſpricht — oder Den, deſſen hungriger Magen durch die Umſtände

*) cf. Schmitth. Deutſche Etymologie S. 7 — 8

gerade auf Sprachen-Erlernen und -Lehren verwiesen wird, weil ihm kein andrer Erwerbszweig nahe liegt.

Die erste Triebfeder zum Studium der Sprachwissenschaft, wie zu allem Wahren und Schönen, muß freie Liebe sein, also Mehr als oberflächliches Wolgefallen. Und wenn auch der von der Natur zum Sprachforscher Bestimmte vielleicht zuerst in der Sprache oder eher in einer einzelen Sprache ein Liebchen sah, dessen reizendes Aeußere ihn anzog, so muß allmälig der tiefe Sinn der Gottgezeugten — denn das ist die Sprache — ihm tiefe Liebe und den Wunsch geben, den verborgenen Werth der Geliebten zu erforschen und zu genießen.

Freilich wird sie dann oft bei tieferem Beschauen einen bedeutenden Theil ihres Reizes verlieren, und Dieß ist bei den meisten jetzt lebenden Sprachen der Fall; aber wir fragen sie dann nach ihrer Vergangenheit und Tugend, und dort öffnet sich dem heilig und beharrlich Schauenden eine Welt von Schönheit, und das anerschaffene Gottesbild der Menschheit erglänzt in ihrem Correlate, der Sprache.

Dieses Sprachstudiums Zweck ist die Sprache an sich; und würdig steht es jenem verschwisterten Studium zur Seite, das die Sprache als Mittel erforscht, oder geht vielmehr vor ihm her. Letzteres will durch die Sprache die Resultate ausgebildeter Geister in ihrer ursprünglichen Form auffassen, weil Schriftsteller und Völker aus ihrer Sprache heraustretend nicht mehr ganz sie selbst sein können. Jenes aber sucht die Quelle, aus der nicht bloß die Form entstand, in welche höhere Menschen ihre Gedanken und Gefühle kleideten, sondern ohne die sie nicht so hätten walten gekönnt. Während das andere sich an den Forschungen und Schöpfungen erhabener Menschen erfreut, dringt das ebengenannte selbstforschend in die Werkstätte der allwaltenden Natur.

Und Wer nun eingedrungen ist, der redet selbst seine Mutterſprache anders und hört ſie anders; was vorher todtes, willkührliches Zeichen des lebendigen Begriffes war, das iſt nun ſelbſt lebendig geworden und zeigt die Entſtehung und allmälige Entwickelung des einzelen Begriffes, wie die ganze Sprache das Erwachſen, oft indeſſen auch das Verwachſen, des Menſchengeiſtes. Freilich iſt hier größte Nüchternheit und Halten an das Gegebene zu empfehlen und manchem Sprachphiloſophen zuzurufen: Paule du raſeſt!

Vor allen iſt die Mutterſprache zu ergründen. An der Hand der Sprache, die uns zuerſt erziehend in das Reich der Geiſter einführte, deren Weſen mit unſerem innerſten Weſen verwachſen iſt, wie es nie eine andre Sprache wird, dringen wir leichter in die Tiefen der urſprünglichen, unverſchliffenen, jugendherrlichen Stammſprache, aus der die unſre neben zahlreichen Schweſtern in eigenthümlicher neidloſer Schönheit erwuchs.

Aber die gemeinſame Mutter iſt längſt geſtorben und verſunken, und wir ahnen nur die heilige Stätte, wo die Bergluft Irans über ihr Grab hinweht. Die Töchter theilten ſich in ihr Erbe; und obgleich Vieles zum gemeinſamen Beſitzthume wurde, ſo wurde doch auch Manches in dem reichen Erbtheile zerſtückelt und zertheilt, weil jede Schweſter gern ein ausſchließliches Andenken an die Mutter mit auf die Wanderung nehmen wollte.

Um deßwegen dieß urſprüngliche Beſitzthum der Mutter wieder überblicken zu können, um zu den vereinzelten, myſtiſch gewordenen Kettenringen der Mutterſprache die urſprünglich damit verbundenen zu finden: lädt der Forſcher die zerſtreuten Kinder zum freundlichen Verkehre, und jedes freut ſich darüber,

„reich alleine,
reicher im Vereine.“

Viele verſtehen und erkennen ſich ſchnell wieder als Schweſtern, und legen die durch Welttheile und Jahrtauſende getrennt geweſenen Hände in einander; andere ſtehen fremder an den Grenzen des Vereins, und rufen nur noch in einzelen Tönen den uralten Gruß.

Mit anderen Worten: So wenig, wie der Patriote, der nicht Kosmopolite iſt, die Höhe der Menſchheit erſtiegen hat; ſo wenig darf der Sprachforſcher ſich auf ſeine Mutterſprache beſchränken; und das vergleichende Studium der Sprachen in ihrer ſo weit als möglich zu verfolgenden hiſtoriſchen Entwickelung eröffnet nicht bloß die Tiefen aller einzelen Sprachen, ſondern auch die längſt verſchütteten Schachte der Geſchichte, doch wiederum nur bei vorſichtiger, durch feſte Geſetze geregelter Handhabung. So lobenswerth auch die Schritte Deutſcher Vielſeitigkeit in den fremdeſten Gebieten der Sprache und Geſchichte ſind; ſo bleibt doch nächſte Aufgabe des Deutſchen Sprachforſchers die Kunde der Japetiſchen (Indiſchen, Indo-Germaniſchen ꝛc.) Familie, ſobald er über den Kreis der eigenen Sprache hinaus geht. Vergleichung der Sanskrita reicht nicht hin. Denn ob ſie gleich von den meiſten Seiten als die alterthümlichſte, in Wörtern, und beſonders in Formen reichſte Schweſter-Sprache erſcheint; ſo hat ſie doch nach der Trennung von den übrigen ſich ſo ſelbſtändig ausgebildet, hat gerade die ſtärker in ihr wuchernde Lebenskraft ſie ſo viel weiter von der urſprünglichen, reineren Geſtalt entfernt, als manche der ſonſt entarteteren Schweſtern: daß die meiſten der letzteren, wo nicht alle, zur Vergleichung zugezogen werden müſſen. Oft iſt es auch die reinere Alterthümlichkeit der Sanskrita ſelbſt, von der die entarteteren Wörter und Formen der einzelen Sprachen zu weit entfernt ſind, um den Zuſammenhang ohne Zuziehung der Mittelglieder in den verwandten Sprachen zu zeigen.

So können zum Beispiel viele Erscheinungen in den Medisch-Persischen, Keltischen, Lettisch-Slavischen, und selbst Lateinisch-Griechischen (Pelasgischen, Italisch-Griechischen) Sprachen nicht ohne Vermittelung der durch Bopps und Anderer verdienstvolle Bemühungen seit Kurzem erst gewürdigten Zend-Sprache erklärt werden; wiewol auch oft einzele Sprachen über die Mittelglieder hinaus mit der Sanskrita in ihrem reineren Bestande correspondiren. Unter den vorgenannten gilt dieß besonders von der Lateinischen und in höchstem Grade von der Litthauischen Sprache, durch von Bohlen mit Recht „nordische Sanskrita" genannt.

Wie weit ist nun vergleichender Sprachunterricht auf höheren Bildungsanstalten zulässig oder vielmehr nöthig, da Adiaphora in der Erziehung so wenig, als in allen wichtigeren Angelegenheiten der Menschheit zuzugeben sind? — Für den Philologen vom Fache, und wenn er auch nur in Einer Sprache künftig zu arbeiten und zu lehren denkt, ohne Zweifel nach dem Vorgesagten. Wird Sprachstudium als allgemeines Bildungsmittel betrachtet, so liegt freilich uns Abendländern Sprache und Culturgeschichte der Römer und am Meisten der Griechen als Vaterland unserer wissenschaftlichen Bildung am Nächsten, soweit wir zumal das Wort jener ehrwürdigen Bildner, die nicht bloß auf das Abendland nachwirkten, durch ihre Sprachen und in denselben vernehmen wollen. Weil aber Sprache und Bildung in steter Wechselwirkung stehn; so fordert schon dieser allgemeine Standpunkt des Sprachstudiums mindestens einen Blick über die Gränzen der genannten Sprachen und Völker hinaus nach deren Quelle und Verwandten.

Der neue Zeitaufwand, der dadurch entsteht ist theils nur scheinbar, weil dadurch der Blick des Lernenden klarer und fähig wird *), schneller in den Gebieten auch je-

*) Nicht bloß in streng reflectirender, intellectual bewußter Weise,

mer einzelen nun immer mehr vor ihm belebten Sprachen vorzudringen. Dann mag auch ein Theil der bisher für die Griechiſchen und Römiſchen Claſſiker gebrauchten Zeit dazu verwandt und der dort quantitativ entſtandene Mangel auf qualitativem Wege wieder aufgewogen werden. Oder noch beſſer, mag eine neu zu bildende Methode des geſammten Sprachunterrichtes Thätigkeit und Zeit für Sprachſtudien in die rechten Theile ſcheiden.

Dieſe beſſere Methode möge dann auch ihren Einfluß auf den Unterricht in lebenden Sprachen ausüben, welcher — auf den höheren Bildungsanſtalten wenigſtens — Männern zu übergeben iſt, die nicht bloß, wie bis jetzt oft der Fall iſt, die Sprachen nur in ihrem heutigen Beſtande, ſondern auch hiſtoriſch durch die räumlichen und zeitlichen Mittelglieder durch bis zur Quelle kennen, zugleich aber das Leben und Treiben der Gegenwart nicht bloß durch die Gothiſchen Fenſter ihrer Bibliothek beſchaut haben; damit ſie die erſten Principien des Quellenſprachen-Studiums zwar ernſt, aber mit lebendiger Modification auf die Lehre der neueren Sprachen anwenden.

Gewiß verdient der Unterricht in lebenden Sprachen vorzüglich auf Gymnaſien eine weitere Ausdehnung und ernſtere Beachtung, als bisher. Um ganz kurz einige Gründe anzudeuten: das immer allgemeiner werdende Verſtändniß der Völker heutiger Zeit in Cultur und Geiſtesleben — die in den alten Sprachen nicht gegebene Correſpondenz mit dieſem heutigen Culturſtande — die auch bei jenen nicht anzuwendende viva vox des Sprechens mit ihrer Luſt und ihrem mehrſeitigen Werthe — und endlich,

---

ſondern ſchon durch das geübte Gefühl — wie ja überhaupt die Sprache nicht durch einen contrat social, auch nicht durch apriorische Philoſopheme entſtand; ſondern mit Nothwendigkeit aus der Natur, dem Gefühle, dem Allerheiligſten des Menſchengeſchlechtes hervorging.

ſind ein Shakſpeare, ein Dante u. A. doch wol würdigen Zweck, wenn wir durch ihre Sprachen in ihr Inneres dringen wollen — und ſo Mehr.

Auf welcher Stufe der Zeit ſoll dieſer Unterricht beginnen? Nach dem in den alten Sprachen, würde zu lange währen. Vor ihm iſt beſonders für den künftigen Forſcher nicht rathſam, ob Dieß ſchon mit dem Leichteren angefangen ſchiene; das wirklich Leichtere iſt für den geſunden Geiſt bei geſunder Methode die naturgemäßere, unzerriſſenere Structur der alten Sprachen. Und würde der Geiſt auf dem, höherer Unterrichtsanſtalten unwürdigen, Wege der bloßen leichten Gewöhnung zuerſt mit den neueren Sprachen bekannt, ſo dürfte er leicht für künftiges Forſchen verweichlicht werden. Alſo beginne der Unterricht in neueren Sprachen faſt gleichzeitig mit dem in älteren nach jener gediegeneren, auf tieferem Sprachſtudium gegründeten Methode, die künftiger Forſchung keinen Abbruch thäte.

Zunächſt intereſſirt uns in dieſen Blättern das Verhältniß der Sprache zur Geſchichte. Sprache überhaupt iſt das geiſtige Abbild der Menſchheit; jede einzele des einzelen Volkes *). Zugleich erhalten ſich in der Sprache manche Documente der Vergangenheit, wo alle übrige nicht zureichen oder ganz verloren ſind; z. B. Wörter ruhmlos beſiegter Völker gehen in pejorativer Bedeutung in die Sprachen der Sieger über; ähnliches Schickſal erfahren im Laufe der Zeit auch einheimiſche Wörter. Einheimiſche oder fremde Namen der Künſte zeigen die Einflüſſe frem-

*) Eine bedeutende Modification dieſer Wahrheit durch das Vorſchreiten des Geiſtes vor der Form wird unten vorkommen.

der Bildung oder den einheimiſchen Urſprung und Wachsthum, auch wo die ſonſtigen Verhältniſſe der Gegenwart das Gegentheil vermuthen laſſen, wie z. B. bei allen Keltiſchen Völkerſchaften Künſte und Wiſſenſchaften eingeborene Namen führen, während die blühendſten und gebildetſten Völker dieſe von den Griechen entlehnten. Je reiner und alterthümlicher ſich die Sprache erhält, deſto feſter auch alle Volksthümlichkeit; das wußten die Römer und Napoleon gar gut, indem ſie durch die Sprache die Individualität der überwundenen Völker umzugeſtalten ſuchten; bei den Preußen ging mit der Sprache die Erinnerung an alte Geſchichte verloren, und wenn die jetzigen Einrichtungen fortbeſtehen, ſo wird bald die antikſte Sprache Europas, die Litthauiſche, ſamt der kräftigen Individualität des Volkes untergehen. Wir führen nach von Bohlen Donaleitis rührende Klage an:

»Ak! kur dingot' jûs Lietuwiskos gadinelés
Kaip dar Prusai Wokiszkay kalbét' ne mokéjo;
Taip Lietuwninkai sawo Wiez'libumma praz'aidé.«

„Ach wo bliebt ihr Litthauiſchen lieben Zeiten (Zeitlein)
wo noch die Preußen Deutſch zu reden nicht wußten!
So verloren die Litthauer ihre Tugend"

Aehnliche Klänge tönen in des edeln Cymren-Barden Teleſſin Prophezeiung:

»Eu Ner a Folant,
Eu hiaith a gadwant,
Eu tir a gollant
Ond gwyllt Wallia.«

»Usque laudabunt Dominum creantem,
Usque servabunt idioma linguae,
Arvaque amittent sua cuncta, praeter
Wallica rura.«

Wie ſehr die noch ihrer Vorzeit näher ſtehenden Völker an ihren Sprachen halten, zeigt der Eifer der Hoch-

Bei Mischung bleibt immer eine Sprache (meistentheils die alte Landessprache, wo nur Mischung der Bewohner Statt fand und die alten Bewohner die meisten Theile dazu gaben; oder die Sprache der Eingedrungenen, wo diese die alten Bewohner ausrotteten bis auf wenige Reste, oder sie verdrängten (wie z. B. die Briten von den Angelsachsen nach Wales gedrängt wurden), als Stamm, was die Grammatik zeigt und meistentheils die Betonung der fremdhergenommenen Wörter. Nicht immer auch die letztere; man vergleiche die Englische und dagegen die Deutsche Betonung eingebürgerter Wörter, vermuthlich aus der Anzahl derselben zu erklären. Wo diese sehr groß war, mußte die Grundsprache einen gewaltsamen Proceß zu deren Einbürgerung vornehmen, wenn sie nicht ihr eigenes Bestehen ganz aufgeben wollte.

Ferner beurkundet sich die Stammeswürde einer Sprache durch das organische Leben ihrer Wörter, im Gegensatze der fremden nur als willkürliche Zeichen der Begriffe erscheinenden. Schon Stolberg bemerkte, daß der Engelländer bei celestial nicht fühlen kann, was der Deutsche bei himmlisch. Auf diese Weise durch das ihn überall durchdringende innere Leben zeigt namentlich der Lettische Sprachstamm sich als Urstamm, da man, unsinnig genug, früher ihn für ein bloßes Conglomerat von Mischlingen erklärte. Weiteres über dieß Leben der einheimischen Wörter, sowie über die Geltung der Grammatik in der vergleichenden Sprachforschung, wird sogleich unten folgen.

Als andre Wirkung der Ereigniſſe nannten wir den Umtausch einer Sprache gegen eine andre. Dieser geschah eben so wenig durch Verträge, als die Sprache überhaupt durch Uebereinkunft sich bildete. Die Gründe seiner Erscheinung mögen sich aus einigen Beispielen folgern: Die Etrusker und andere Völker Italiens nahmen allmälig Römische Sprache an durch die Vornehmen des Volkes,

[illegible] aus Eitelkeit oder Sklavensinne die Siegersprache lern[illegible] und bei den gerichtlichen Verhandlungen einführten; [illegible]auch in Gallien lernten zuerst die Vornehmen Römisch. [illegible]freilich hat dieser Proceß etwas dem Vertrage Aehnliches, [illegible]mußte aber doch auf dem Wege der Gewöhnung allgemei[illegible]uere Verbreitung finden. — Die Urbewohner Indiens ga[illegible]ben zum Theile ihre alten Sprachen für das Idiom der Sieger auf, wo eine große Zahl ausgestoßener Individuen aus diesen sich zu ihnen gesellen mußte. Die Juden nah[illegible]men der nothwendigen Verständigung wegen die Sprachen der Völker an, unter welche sie zerstreut wurden, behielten aber, ihrer beharrlichen Nationalität gemäß, Kenntniß und einigen Gebrauch ihrer alten Sprache. Die Walachen sind ein Gemisch von früheren Bewohnern und Römischen Colonisten; ihre Sprache ist ein wirkliches Romanzo, besonders mit Slavischem gemischt. Ihr postpositiver Artikel zeugt wol nicht für ursprüngliche Verwandtschaft des Volkes mit den Albanesen. Es ist vielmehr zu vermuthen, daß die Landessprache bei dem Eindringen der Römischen eben so wenig Artikel hatte, als diese *) und daß dieß Erzeugniß späterer Zeit entweder geradezu aus der Albanischen Sprache entlehnt wurde, sowie auch der postpositive gewiß später entstandene Artikel der Bulgarischen Sprache; oder daß in diesen drei Sprachen der Artikel ungefähr zu gleicher Zeit Gebrauch fand und durch ein jenen Gegenden gemeinschaftliches Princip postpositiv wurde. Letzteres geschah auch z. B. bei den Skandinavischen Sprachen. Wir sind hier etwas weiter eingegangen, weil die Annahme des Artikels als Erbstückes aus der ver-

*) Der Verfasser versuchte in einem früheren Schriftchen „Ueber die Romanischen Schriftsprachen“ den Walachischen Artikel nicht bloß nach dem Stoffe, sondern auch nach der Form aus der Römischen Sprache abzuleiten; gesteht aber, daß seine jetzigen Ansichten von vielen dort ausgesprochenen gänzlich abweichen.

schwundenen Sprache die Hypothese unterstützt hätte: d
bei dem sonst völligen Umtausche von Sprachen die v
drängte formale Spuren hinterlassen könne. Hiervon üb
gens ausgehend versuchte der Verfasser in der in der le
ten Note angeführten Schrift die gorgia der Toskaner a
dem rauhen Organe der alten Tuskischen Sprache abz
leiten, und ebenso die Reinheit des dortigen Italienisch
als formalen Rest des Eindringens der Römischen Sprache,
welches, wie vorhin bemerkt, von den Gebildeten ausging,
wozu auch das Hoch-Deutsche in Nord-Deutschland zu ver-
gleichen ist. Das Erbtheil der gorgia ist nicht unglaub-
lich, wenn anders wirklich schon die Etruskische Sprache
gorgia hatte (allerdinds fehlten ihr die weichen mediae,
und aspiratae und tenues bestehen dagegen) und wenn sie
(nach Orioli) sich wirklich bis zum 6. Jahrhunderte n. Chr.
erhielt. Eher aber sollen wir hier die Entstehung gleicher
Wirkungen aus gleichen örtlichen Gründen muthmaßen,
was (worüber später unten) besonders für aspirirte Aus-
sprache überhaupt gilt. Neuen Stoff zu Reflexionen über
die Gründe des Sprachenwechsels gibt die heutige wach-
sende Verbreitung der Walachischen Sprache, obschon das
Volk, das sie spricht, überall als untergeordnetes und zu-
gleich als ungebildeteres erscheint. Der Grund muß dem-
nach in der Natur der Sprache selbst liegen. Anders war
es mit den Normännern, welche in Frankreich schnell ihre
Sprache gegen die der Besiegten, aber Gebildeteren um-
tauschten. Unter andre Kategorie gehört auch der Gebrauch
sehr abgeschliffener Sprachen, wie der Französischen und
Neu-Persischen an Höfen und in der Conversation; dieser
Gebrauch dient mehr zur Scheidung vom Volke, als daß
er sich auf dieses verbreitete, anders als in dem erwähn-
ten Beispiele von Italien, wo die Magnaten aus Gefäl-
ligkeit gegen Rom die Sprache nicht für sich behielten,
sondern geflissentlich unter ihren Völkern verbreiteten. So
bewirkte auch Handel und Religion keinen Sprachentausch;

ſirer macht fremde Sprachen, wie die Italieniſche und
: lingua franca, nur als Verſtändigungsmittel mit den
immentreffenden Fremden geltend; letztere läßt nur Wör-
und Redensarten, wenn auch viele, in die Landesſpra-
: übergehen, vgl. die Arabiſche und die Pali-Sprache.
) neben einander Beſtehen der Sprachen findet auch
tt, wo die eine Bildung durch Schrift voraus hat oder
den Umgebungen beſſer verſtanden wird; ſo die Grie-
je unter den Albaneſen. Mehrere Beiſpiele von
:rängung und neben einander Beſtehen der Sprachen
Beobachtungen dabei ſind unſchwer zuzufügen, wür-
uns aber für jetzt zu weit abführen, da uns Miſchung
innerer Bildungsproceß näher kümmert.

Beſonders die für die Geſchichte zu ziehenden Folge-
jen machen uns zur Pflicht, bei der Vergleichung der
achen mit größter Nüchternheit zu verfahren, ohne über-
ene Vorliebe für die eigene oder irgend eine fremde
:ache, ohne Germano-Gräko-Hebräo-Manie. Der erſte
jenſtand für den Forſcher iſt die Grammatik, ſchon
: als Hauptſpiegel der Volksthümlichkeit bezeichnet.

Vollſtändigkeit der Formen*) an ſich iſt ſchon ein
gniß für Reinheit, Alterthum und Selbſtändigkeit
r Sprache. Aber auch, wo von früherer reicher Bil-
g nur ein kläglicher Reſt blieb, iſt der Mangel der
orenen kein Beweis gegen die Abſtammung der Sprache,
:n nur keine fremde ſtatt jener ſich zeigt. Und Dieß iſt
jends anzunehmen; doch können wir Dieß mit Beſtimmt-
nur von eigentlicher Flexion ausſagen, nicht ſo von
Ableitung; in ſehr gemiſchten Sprachen, wie in der

---

*) Mit ihr coincidirt die Regelmäßigkeit der Flexion; bei ihrer Berückſichtigung iſt aber der ſonſtige mehr oder minder antike Beſtand der Sprachen zu befragen, da ganz desorganiſirte Sprachen gleich den Kindern, regelmäßige Bildung aus falſchen Quellen entſtehen laſſen.

Engliſchen, zeigen ſich nicht nur fremde Präfixe, ſon
auch ſolche Suffixe; auch die Walachiſche Sprache hat
nige Slaviſche Suffixe adoptirt, doch nur ſelten an
heimiſchen, d. h. Romaniſchen Wörtern, ſondern das
mit dem Suffixe als ein Ganzes aufgenommen. Wo
fremde Suffixe wirkliches Leben gewannen, wirkte wol
ren nahe Verwandtſchaft mit einheimiſchen dazu; z. B.
Walachiſchen die Verwandtſchaft des Slaviſchen —
(nicu) mit dem Romaniſchen icu *). Dagegen erbli
wir oft Formen, welche mit denen der verwandten Sp
chen nicht zuſammen klingen, keineswegs aber eingew
dert ſind. Dann iſt entweder die urſprüngliche Verwa
ſchaft durch Lautwechſel und Anderes unkenntlich
worden und muß durch ſorgfältige Beobachtung anal
Erſcheinungen in anderen Sprachen aufgehellt werd
oder wir finden, daß die Sprache aus eignem Wachsth
und Vorrathe fortſchuf; nicht aber mit alter Kraft des
ganiſchen Triebes (Mehr darüber unten) und gewöhn
nichts ganz Neues, ſondern nur Erſatz für Verlorenes
in ihre Individualität nicht mehr Paſſendes; öfters
wurde frühere Einheit ſpäter zertheilt; und, obſchon
als Gewinnſt erſcheint, entſtand es doch durch mangelh
oder inconſequente Auffaſſung der urſprünglichen Ge
Miſchung mehrerer Sprachen, ja ſogar nur Dialekte f
immer Verſchleifung der Formen herbei [1]).

Den zweiten Anſpruch auf die Aufmerkſamkeit
philologen Hiſtorikers haben die Wörter der Spra
Wenn es ſchon höchſt anziehend und wichtig iſt, aus
Worten die Anſchauungsweiſe des Volkes an ſich et
logiſch zu erkennen (ein Anderer iſt der ἄνθρωπος [2])

*) Vgl. auch die fremdher aufgenommenen Suffixe ſelbſt in d
teren Deutſchen Sprache Grimm Gr. II. S. 96, [2]).

1) Vgl. Grimm Gramm. I. S. XIV.

2) Die verſchiedenen etymologiſchen Erklärungen dieſes Wortes

riechen und der mânushas des Inders und des Germa-
en; den Mund faßten die Urältern der Germanen gei-
ig als das ſprechende Glied; ſpäter als der Deutſche an-
ng zu trincare, ward die geiſtige Beſtimmung des Mun-
es vergeſſen und iſt nur noch aus Sanskrit und Zend
rkennbar [1]); ſo bedarf die große Wichtigkeit der Wörter-
ergleichung für die Begründung der Völkerverwandtſchaft
einer Beſtätigung.

Bei Vergleichungen iſt es von größtem Intereſſe, vor-
ugsweiſe die reinſten Mundarten zu gebrauchen, wiewol,
ie ſchon bemerkt, keine, auch nicht die verderbteſte Mund-
rt, das Studium ganz unbelohnt läßt; ja bei Beſtimmung
ſprachlich-geſchichtlicher Grenzen iſt es ſogar vorzugsweiſe
nöthig, die verderbteſte Sprache zu durchforſchen, da bei
der reineren die Verwandtſchaft leicht in die Augen ſpringt;
viel ſchwieriger, als der Beweis der Verwandtſchaft, iſt
der des Gegentheiles. Beſonders ſollen wir dem National-
geiſte Dank wiſſen, daß er in den meiſten Sprachen nach
dem Untergange der antiken Ausſprache die geſunderen
Formen noch durch die Orthographie feſthielt [2]), ſoviel auch
das Nützlichkeitsprincip dagegen eifern mag. Welche Wör-
ter aber ſind nun zunächſt zu vergleichen? Allmälig frei-
lich alle; bei der unermeßlichen Ausdehnung dieſes Gebie-
tes aber iſt jene Frage zuvörderſt begrenzt zu beantworten.
Gewöhnlich gibt man zu dieſem Zwecke die am Häufigſten
gebrauchten Wörter an und beſonders die Benennungen
von Verwandtſchaftsſtufen, Gliedern, nothwendigen Lebens-
bedürfniſſen u. ſ. w. Dazu ſind auch noch die am Häufig-

---

der Leſer ſupplire. Eine Zuſammenſtellung derſelben ſ. bei Pott et. Forſch. S. 158.

1) S. o. S. 31, **).

2) Der Franzöſiſchen Sprache zu geſchweigen, gilt Dieß vorzüglich für die Galiſche, obſchon in ihr einzele Regeln durch grammatiſche Künſtelei an der Schreibung entſtanden ſind.

ſten gebrauchten Zeitwörter zu nehmen. Ganz beſonders auch die Zahlwörter, Fürwörter, Vorwörter, die an ſich ſchon zum Theile zu Einem etymologiſchen Stammbaume gehören und ihre Aufklärung vorzüglich durch die Grammatik erhalten. Zu bedenken iſt dabei, daß für die allen Völkern gleich geläufigen Begriffe die Benennungen mit der Zeit ſehr wechſeln; aus demſelben Grunde, warum die gewöhnlichſten Zeitwörter, beſonders die ſpäter als Hülfszeitwörter auftretenden, ſodann die Perſon-Fürwörter die unregelmäßigſte Flexion haben (in dieſer aber auch die älteſten Reſte aufbewahren). Zahlreiche Beiſpiele liefert beſonders die Griechiſche Sprache von den vorliterariſchen Zeiten bis heute. *Μάνα* (*μήνη*) ward zu *σελήνη* und ſpäter zu dem logiſch gleichen *φεγγάρι*; an die Stelle von *φράτωρ* trat *ἀδελφὸς*; das frühere Wort für *ἀδελφὴ* ging ganz verloren; an der Stelle des von den Phrygiern überkommenen *βέδυ* und von *ὕδωρ* ſteht heut zu Tage wieder oder vielmehr noch das uralte *νερόν*, das Sanskritwort nara Pſ. ner=Waſſer (auch Mann, dem Sſ. nṛ Gr. *ἀνὴρ* ꝛc. entſprechend); cf. *ναρὸς*, *Νηρεὺς* u. ſ. w., wie überhaupt in der heutigen Sprache der Griechen ſich ſehr viele ganz alte und ächte Formen erhalten haben. Zugleich indeſſen geht aus den zahlreich zu findenden Beiſpielen hervor, daß die Bezeichnungen für Naturgegenſtände, wenn auch wechſelnd, immer aus dem Fonds der Sprache genommen wurden. Wenn wir deßhalb auch jene Vorſchrift befolgen, ſo wird Gründlichkeit und Umſicht unerläßlich. Bisweilen läßt ſich aus dieſen wechſelnden Bezeichnungen die Zeit erſehen, in der ſie entſtanden, weil in ihnen das Andenken an Gebräuche erhalten wird z. B. in *κρασὶ*=Wein von der Wz. *κρα*=miſchen. Erzeugniſſe der Cultur, der Gewerbe und Künſte ſind weniger zu dieſen Vergleichungen anzuwenden; dagegen weiſen dieſe, wie ſchon vorhin bemerkt, den Weg in der Geſchichte der Cul-

ur, der Induſtrie, des Handels, wie z. B. v. Bohlen den Namen Opium und A. dazu benutzt.

Noch bleibt uns das vorhin als Zeugniß für das Indigenat angeführte organiſche Leben der Wörter zu erwägen übrig. Um zu wiſſen, ob eine Sprache mit einer anderen verwandt oder gemiſcht ſei, iſt zu fragen: ob die ihr mit jener gemeinſchaftlichen Wörter in ihr ihre Wurzeln d. h. hier: einfachſte und im Primitivverhältniſſe ſtehende Verwandte, oder überhaupt zahlreiche Verwandtſchaft finden; und ſelbſt wo dieſe Indicien fehlen, iſt nur ſehr vorſichtig zu verwerfen. Je mehr die ganze Form eines Wortes im Geiſte einer Sprache daſteht, deſto älter iſt es darin, wenn auch nicht ganz urſprünglich. Es ließen ſich ſogar aus dem Grade der Nationaliſirung eingewanderter Wörter Schlüſſe auf das Zeitalter der Berührung, alſo auf die Geſchichte machen. Bei den klar als eingewandert erſcheinenden Wörtern iſt es ferner für chronologiſche Geſchichte von Bedeutung, zu welcher Zeit die vorliegende Bedeutung in der Mutterſprache der Wörter galt. Bei dem jetzigen Stande der Kunde Deutſcher Sprache liegt namentlich in dem Cymraeg reicher Stoff zu Forſchungen über die eingedrungenen Nord-Germaniſchen Wörter vor. Doch kann a) das Wort frühe in urſprünglichem Sinne eingewandert und in der gemiſchten Sprache nach denſelben Geſetzen ſeinen Sinn modificirt haben, nach welchen allmälig erſt ſpäter in der Mutterſprache; indeſſen iſt zu bezweifeln, ob Dieß bei einem eingedrungenen, alſo nicht organiſch lebenden Worte geſchehen könne. b) Vielleicht hat das Wort die alte Grundbedeutung, die es vor der Abfaſſung der uns in deſſen Mutterſprache gegebenen Documente beſaß, und die ſpäter ſich dort reproducirte [1]). Falſch würde dann der Schluß ſein, daß

1) Vgl. vielleicht das vorhin angeführte *νερὸν*.

[illegible] zur Zeit dieser [illegible] in die andere Sprache überging. Aus den zusammengestellten Wörtern [illegible] und selbst diese [illegible] zu historischen Schlüssen, entweder auf die Zeit der [illegible] von dem [illegible] Stamme, oder auf den Ort, wo sie zuerst eine feste Siedelung [1]) gewonnen und ihre Sprache selbständig ausbildeten; Schleiermacher leitet z. B. die Aspiration von dem Einflusse der Gebirgsgegenden her.

Zu jenen Schlüssen überhaupt führt nicht bloß die von dem ehrwürdigen Grimm begründete Folge tenuis, aspirata, media; sondern auch der Wechsel der Gutturale (und Palatine), Labiale, Dentale in respectiver Ordnung, wonach z. B., wenn wir nach einzelen Wörtern urtheilen wollten, Sanskrita, Zend, Latein, Litthauisch-Slavisch, Galisch antiker erscheinen als Oskisch, Britisch (Cymraeg und Kreizunek), Germanisch und diese wiederum antiker als Griechisch. Doch bedarf es zu diesen Schlüssen der Uebereinstimmung zahlreicher Beispiele; und obgleich der Wechsel gewiß meistens in der angegebenen Ordnung vor sich geht, so finden sich doch auch unzweifelhafte Fälle, wo z. B. die Gutturale aus früheren Dentalen erwuchsen.

Auch müssen wir von dem historisch fortschreitenden Lautwechsel verschiedener Sprachen den gleichzeitig in je einer nach bestimmten Gesetzen (z. B. in den Keltischen Sprachen und nach Lassens Andeutungen in der alten Umbrischen) statt findenden scheiden, der allerdings der äußeren Gestalt nach jenem sehr gleicht.

Mit wenigen Worten sei noch die Schrift berührt, die Form, in der ursprünglich die Vorstellungen durch den Gesichtssinn mitgetheilt wurden, wie in der Sprache

1) Wir nehmen mit Szafarzyk an, daß der umgestaltende Bildungstrieb der Sprachen in ruhigem Zustande der Völker thätig ist und deßhalb nach Wanderungen sich selbständig erneuert.

durch den Gehörsinn; bis sie später nicht mehr organische oder bildliche Andeutung der Vorstellungen, sondern die willkürlichen Zeichen derselben nach Convenienz dem Auge mittheilte; derselbe Proceß, den die Sprache zeigt. Noch bleiben den Forschern wichtige Schlüsse aus der Schrift auf den örtlichen Gang der Cultur vorbehalten. Bekannt sind uns die Beziehungen in der Form der Schrift zu dem individualen Charakter von Menschen, Völkern, Jahrhunderten.

Wir haben bis dahin die Sprache mehr nur in ihrem Verhältnisse zur Geschichte der Menschen betrachtet; es ist Zeit, noch einige Blicke auf die Geschichte der Sprache selbst als eines organischen Ganzen zu werfen. Freilich hat Alles in der Natur Sprache, der Eichenwald im Kampfe gegen den Sturm, wie die leicht bewegten flüsternden Blumen, und so das Thierreich auf seinen mannigfaltigen Stufen; aber der Mensch hat nicht bloß die mannigfaltigste, reichste, sondern auch allein die articulirte [1]) organisch belebte [2]) Sprache. Indem sie mit

---

1) Hiecke sagt: Der Mensch war bei seinem Entstehen nicht bloß fähig zum Menschenthum, sondern offen an Sinn und Geiste, ohne Widerstreit Beider — wie nicht einmal bei den ausgestattetsten Kindern und „demnach auch mit einem gegenwärtig schlechterdings nicht mehr in seiner vollen Frische auffindbarem Drange zu reden; ohne eine den gewaltigen Eindruck auf die Sinne noch überbietende Regung des Inneren hätte ja auch die Articulation der Laute nicht zu Stande kommen können."

2) Natürlich in secundärem Organismus
Vgl. Schmitthenner Deutsche Etym. S. 15. Anm. 8.
„sie (die Sprache) ist in gewissem Sinne ein Organisches, aber sie ist nicht Organismus in dem Sinne, daß das Princip ihres

allen anderen Sprachen die Entstehung aus der Natur oder der Offenbarung gemein hat, ist sie vor jenen organisch, weil der Mensch frei geschaffen ist. Die Kunde derselben mögen wir mit Einem Worte Etymologie nennen, weil diese Wissenschaft nicht bloß die Wörter bis zu ihrer Geburt verfolgt, sondern auch die grammatischen Formen und Bildungslaute, welche ursprünglich alle Sinn und Seele hatten, folglich belebte Worte waren. Mit Recht führt diese Wissenschaft den Namen Etymologie; denn sie eröffnet dem staunenden und erfreuten Blicke die ἔτυμα nicht bloß der einzelen Klänge und Wörter, sondern des ganzen Sinnes draußen, abgespiegelt in dem drinnen. Die innere Geschichte der Menschheit ist ohne diese Wissenschaft nicht aufzufassen; sie zeigt wie der Mensch vor- und rück-schreitend Welt und Natur anschaute, fühlte und erkannte.

Als erste Fragen stellen sich uns die über die Entstehung der Sprache: Wie entstanden die Ursprachen jeder Sprachfamilie, und wie waren sie beschaffen? Existirten solche in vollkommener Gestalt, d. h. standen einmal in irgend welchen Sprachen Ideen und Laute in durchgeführter Correlation untereinander? Schon Grotius sagte von der Ursprache: nullibi pura extat, sed reliquiae ejus sunt in linguis omnibus. Oder lebt eine Ursprache nur in der Idee und wird nur durch Abstraction aus den vorhandenen Sprachen repräsentirt?

Wir haben schon in unseren Aeußerungen über Ent-

Bestehens ihr selbst inne wohne. Selbst die Gesetze des physischen Organismus sind nicht auf die Sprache anwendbar; denn ihr Princip ist nicht das unter diese Gesetze gebundene physische Leben; sondern der von diesen Gesetzen befreite Geist. Der Ausdruck das Leben der Sprache ist nur ein metaphorischer. Die Grammatik selbst ist nach den Kategorien des Verstandes natürlich construirt.“

...ung und Entfaltung des Menschengeschlechtes den Grund ...r Annahme real in der Zeit gewesener Ursprachen zu legen gesucht, und wollen sie hier, wenn auch an mehreren Orten und in verschiedenen Zeiten, doch nach gleichen Principien und auf verwandtem Boden entstanden, als eine betrachten. Wir nehmen zugleich in ihr jene Correlation als durchgeführt an, soweit [1]) der Charakter einer gegebenen Sprache als eines Einzel-Organismus zuläßt, der, wie jedes Einzelwesen, nie ganz Typus, Ideal, absolute Vollständigkeit erreicht, Dinge, welche nur durch Abstraction anschaulich werden.

Sie war ursprünglich Onomatopoesie, durchaus nothwendig klingend [1]), nicht willkürlich; aber bedingt a) durch die Außen-Natur, die wahrgenommenen Gegenstände; b) durch das wahrnehmende Wesen; anders klang das Echo der Außenwelt vom Felsen, anders vom Menschen zurück. Das Vorstellungsvermögen und der gesamte Organismus des Menschen war das Medium zwischen Dinge und Worte. Der Mensch sprach nicht den Gegenstand aus, sondern dessen Auffassung; sowie er nicht sowol die Dinge selbst sieht, sondern deren Spiegelbilder im Auge. Auf die Darstellung jener ersten sinnlichen Wahrnehmungen basirte sich die der übersinnlichen durch die Ideenverbindung und die malende Kraft der Phantasie [2]). Jene Ursprachen, obschon dem Principe nach gleich, konnten doch nach der Individualverschiedenheit der menschlichen Organismen (vergleiche die bekannte Relativität der Farben) sich verschieden gestalten; zugleich reicht die organische Verwandtschaft aller Menschen, neben dieser

---

1) „Das Wort ward mit dem Begriffe geboren.“ Becker. Vgl. auch Grimm Gr. II., S. 78, wo zugleich auch auf die natürlichen Anomalien im Gange der Formen, wie der Ideen, hingewiesen wird.

2) Vgl. Grimm Gr. II., S. 84 — 5 und Becker, das Wort.

Verſchiedenheit, hin, Berührungen in Sprachen zu erklären, wo wir keine antediluvianiſche Einheit vorausſetzen.

In den älteſten Sprachen trieb darum vorzugsweiſe das Princip des inneren Lebens und Sinnes, in den ſpäteren das logiſche, das der mehr willkürlichen Bezeichnung der immer abstracter werdenden Vorſtellungen, unterſtützt für ſeinen Hauptzweck: Deutlichkeit und Beſtimmtheit — durch das immer mehr geltende der Euphonie; nirgends der Kakophonie; auch nicht in jedem gebildeten Ohre häßlich lautenden Sprachen; Nichts will bös und häßlich, ſondern Alles vielmehr gut und glücklich ſein (genießen). Daß die früheren Sprachen, auch die noch lebenden antikeren für den unverbildeten, unverweichlichten Sinn dennoch ſchöner klingen, macht eben ihre unentſtellte Natur ohne Willkürliches und Todes; denn Geſundheit = Wahrheit = Gutes = Glück und Schönheit. Die Natur iſt von Natur ſchön und glücklich; vergleiche den Menſchen und die Menſchheit in der Kindheit einklingend mit Natur und Leben, und dann ſpäter im Kampfe! Wir ſchreiben hier dem euphoniſchen (oder phonetiſchen) Principe eine frühe, ja urſprüngliche Wirkſamkeit zu, die ſich, wie wir weiter unten zeigen werden, durch im Laufe der Zeit immer mehr entfaltete und periodiſch wechſelnde, in ſich correſpondirende und gleichförmige Erſcheinungen-Ketten als geſetzmäßig und zu einem beſonderen Organismus erhoben offenbart. Nur in der eigentlichen Schöpfungsperiode der Sprache fiel dieß Princip des äußeren Sinnes mit dem des inneren [1]) gänzlich

1) Wir nennen dieſes *inneres*, ſofern es von dem *Inhalte* der Sprache und ihrer Individuen; jenes *äußeres*, ſofern es von der Form derſelben ausging; werden aber trotz dieſer Bezeichnung ſogleich das *äußere* Princip als weniger materiell und an die äußere Natur gebunden darſtellen; ein Suchen und Fliehen der Pole, das ſich in dem Verhältniſſe aller Kunſt zur Natur, ja ſelbſt in dem Namen der Geſamtkunſtwiſſenſchaft, *αἰσθητική*, zeigt.

zusammen, als jeder bedeutende Laut zugleich als Wollaut empfunden wurde; später als die wachsende Freiheit des Geistes den Menschen immer mehr von der Sinnen-Natur emancipirte oder aber auch losriß, als die idealisirende Kunst sich an die Stelle der Naturnachahmung zu setzen begann, sich also gewissermaßen von der Natur trennte: da trennte sich auch in der Sprache das Princip der Schönheit von dem der Naturnachahmung und wurde immer selbständiger, je mehr die Kraft des anderen abstarb. Wie nun aber in einzelen Zeiten und unter einzelen Völkern das Schönheitsgefühl sich gestaltete [1]), darnach modificirten sich bis heute die zeitlich und räumlich begrenzten Offenbarungen des phonetischen Principes; und der Focus seiner auch sofern organisch zu nennenden Wirksamkeit ist das Menschen- und Völker-Leben, individualisirt [2]), in jenen Grenzen des Raumes und der Zeit und in den tausend in diesen allgemeinsten Kategorien enthaltenen Verhältnissen, reflectirt durch Lebensempfindung nnd Lebensanschauung und dadurch fähig in dem Klange der Sprachen abgebildet zu werden. Gerade in den verkürztesten und desorganisirtesten Sprachen zeigt sich ein erneutes Streben nach Onomatopoesie, und wir finden sogar die eigentlich akustischen Auffassungen sinnlich getreuer wieder gegeben; eine Erscheinung, die aus der erschlafften Ver-

---

1) Schöne Stelle über die verschiedenartige Auffassung des Wollautes bei Grimm Gr. II., S. 616 *).

2) Die Bildung der Menschheit und der Sprache scheint hier in kreisförmiger Bewegung fort zu schreiten. In der ersten Periode herrscht Gleichförmigkeit, möglichst wenige Individualität; letztere wächst; endlich verwischt sie der Kosmopolitismus wieder, und der Zustand der höchsten Bildung producirt Aehnliches, als der der geringsten. Aber in der Tiefe der Erscheinungen liegen wiederum ihre großen Unterschiede verborgen. Vgl. unter Anderem das Folgende über Onomatopoesie.

mittelung des menſchlichen Organismus zu erklären iſt [1]. Vor dieſem Streben ſpäterer Zeit mag auch die Benutzung nahliegender Naturlaute zur Umgeſtaltung von Wörtern geführt haben, welche an ſich keine interjectionale [2]) Beſtimmung hatten, ſondern auf regelmäßigem organiſchem Wege von Wurzeln abzuleiten ſind, z. B. papa, mamma von pater, mater. Oder ſollen Interjectionen [2]), Kinderrufe und dgl. wirklich ſchon die älteſte Sprache beſtimmt haben, gerade dieſe Wörter von dieſen Wurzeln abzuleiten, welchen urſprünglich eine andere Onomatopoeſie zu Grunde lag? Solches Verfahren erſcheint für älteſtes Sprachleben zu zuſammengeſetzt, abſtrahirend und willkürlich.

Je mehr Leben und Lebensdrang die Sprachen haben, deſto mehr ſcheuen ſie, etwas Todtes in ſich aufzunehmen und wandeln ſelbſt die fremden Eigennamen, ſobald ſie bei ihnen heimiſch werden, in irgend verſtändliche Töne um [3]) — was indeß beſonders in den Griechiſchen Geſchichtsquellen dem Forſcher oft ſtörend wird. Selbſt die entarteten Sprachen zeigen noch dieſe und ähnliche Erſcheinungen waltenden Lebens.

Wir wollen verſuchen, einige Grundlinien für die Geſchichte der Sprachbildung, ins Beſondere in Bezuge auf die Japetiſche Familie, zu entwerfen. Eine ſolche Geſchichte ſtützt ſich zwar auf Empirie, den einzig feſten Grund aller hiſtoriſchen Wiſſenſchaften; aber die erſte Entwickelung des Sprachlebens können wir nicht ganz dem Bereiche der Hypotheſe entziehen. Wir müſſen aus dem vorhandenen ausgebildeten oder auch verbildeten Körper auf die Urbeſchaffenheit ſeiner Theile zurück ſchließen, mit möglichſter Wachſamkeit gegen die Fehlſchlüſſe, die ſo leicht

---

1) Siehe vorhin über die Vermittelung des menſchlichen Organismus zwiſchen Sprache und Natur.

2) Ueber Interjectionen ſiehe alsbald unten.

3) Vgl. Grimm Gr. II., S. 548.

durch Mangelhaftigkeit der Ueberſicht und durch Einſeitigkeit der ſubjectiven Auffaſſungsweiſe entſtehen können.

In der Sprache, wie in der Natur überhaupt, ſind die Entwickelungsperioden durch allmälige Uebergänge mit einander verbunden und verſchmolzen; auch iſt kein Princip einer Periode ſo ausſchließlich eigen, daß es in den andern gar nicht wirkte; Dem unbeſchadet exiſtiren doch dieſe Perioden wirklich und zeigen gewiſſe Hauptmerkmale, nach welchen ſie abgegrenzt werden können.

Indem wir drei Hauptentwickelungsperioden der Japetiſchen Sprache — nicht jeder einzelen der Japetiſchen Sprachen, da die Entwickelung nicht bei allen gleichzeitig eintritt und manche derſelben noch nicht in der letzten Periode ſteht — aufſtellen wollen, ſcheiden wir ſie nach der Art, in welcher ſie die Verhältniſſe der Vorſtellungen, folglich der Wörter, unter einander bezeichnen.

Allerdings ſoll damit die Charakteriſtik der Perioden noch nicht erſchöpft ſein. Mehrere Züge dazu werden leicht ſchon aus unſrer weiteren Skizzirung der Sprachentwickelung zugefügt und an der gehörigen Stelle untergeordnet werden; Letzteres unten bei den einzelen Schickſalen der einzelen Sprachtheile zu thun, würde den Zuſammenhang zu ſehr ſtören und uns über die engen Grenzen hinaus führen, die wir uns für unſre mehr nur andeutenden Umriſſe ſtecken mußten. Dieſe nöthigen uns auch dem Leſer zuzumuthen, die unſchwer zu findenden Beiſpiele und Belege, wo wir glaubten dieſe weglaſſen zu können, zu ſuppliren und die oft nur angezettelten Fäden des Gewebes nach den einzelen Richtungen hin weiter zu ziehen.

Der erſten Sprachperiode nun möchten wir das Stichwort der Zuſammenſtellung *) geben. Alles iſt

*) Wir haben ſpäter dieſe Terminologie durch Schmitthenner Urſprl. S. 286 — 7 beſtätigt gefunden; dort iſt auch mit

jung, vollkräftig, aber unbeholfen. Selbſt zur Bezeichnung der Verhältniſſe ſtehen Wörter in ganzer Individualität neben ihres Gleichen, jedes darum auch ſeinen beſonderen Accent fordernd, wie einigermaßen noch in den einſylbigen Sprachen Aſiens.

Immer mehr aber accentuirt ragen die Bezeichnungen der Hauptvorſtellungen in den Gruppen oder Sätzen hervor; inniger ſchmiegen ſich die die Verhältniſſe bezeichnenden Wörter an jene, und die aus der Zuſammenſtellung entſtandene Zuſammenſetzung*) bildet die zur nächſten Periode führende Kriſis.

In der zweiten Periode, welche wir die der Flexion oder mit A. W. von Schlegel**), die ſynthetiſche nennen wollen und welche in der Japetiſchen Familie die erſte auf hiſtoriſchem Boden iſt, ſteht das Sprachleben in höchſter Blüthe. Das logiſche und das phonetiſche Princip haben der Sprache das Unbeholfene und Rauhe weggebildet, ohne ihre edeln Lebenstheile zu verletzen. Verſchmelzung mit Hülfe der Abkürzung und Zuſammenziehung bildet die Flexion und die äußere Ableitung; bei zunehmender Verfeinerung des Organismus zeigen ſich innere Bildungsmittel in dem Lautwechſel.

Die dritte Periode nennen wir nach A. W. von Schlegel**) die analytiſche, die, ſtatt die Verhältniſſe in Einem Guſſe durch Flexion zu bezeichnen, zu dieſem Zwecke Deutewörter (pronomina) und andre Partikeln mit den hager gewordenen Wörtern zuſammenſtellt, wodurch eine verzerrte Aehnlichkeit mit der erſten Periode entſteht. Der

---

Becker (Wortbildung S. 376) für Zuſammenſetzung das Wort Verſchmelzung gebraucht, deſſen wir uns weiter unten in etwas engerem Sinne bedienen.

*) Siehe S. 59 Note.

**) Observ. sur la litt. Prov. S. 16. Mit der dort aufgeſtellten Sprachen-Anſicht und -Claſſification ſtimmen wir indeß, wie ſich weiter zeigen wird, durchaus nicht überein.

Körper-Organismus der Sprache iſt, wie oft auch beim Menſchen geſchieht, zerrüttet durch das Vorwalten des logiſchen Principes. Doch können wir ſelbſt nicht in der äußerſten Zerrüttung der Sprache [1]) eigentliche Negation des Organismus annehmen — ſo wenig, als in der des Menſchen; iſt ja ſelbſt Krankheit ein organiſcher Proceß und ſogar der Tod führt nach chemiſcher Zerſetzung die Körperſubſtanzen in einen neuen.

So fern wir den Menſchen ſchon in ſeinem erſten Entſtehen über das Thier ſtellten, gaben wir auch der mit ihm geborenen Sprache höhere Beſtandtheile, als bloße Interjectionen [2]). Schon viele Thiere gebrauchen ja willkürlich Laute, die, Anfangs zwar bloße unmittelbare Empfindungsſtimmen, durch Aufmerkſamkeit auf ihre Erfolge in beſtimmter Geltung blieben [3]), wiewol nie die Würde der Articulation erreichen können, weil der primäre Organismus dazu fehlt. Sollte eine erſte Interjectionen-Sprache deßhalb vorausgeſetzt werden, weil ſie bei dem ſchreienden und jubelnden Säuglinge Statt findet; ſo entgegnen wir: daß die erſten Menſchen nicht als Säuglinge geſchaffen ſein konnten; ſondern daß ihr Organismus uranfänglich ſtark genug ſein mußte, um die oben S. 55 erwähnte Vermittelung [2]) ſelbſt zwiſchen dem eignen Gefühle und deſſen Ausdrucke ausüben zu können; ſo daß nur das ſchnell und heftigſt angeregte Gefühl ſich im unmittel-

---

1) Vgl. Grimm Gr. II., S. 934 ff.

2) Vgl. Pott a. a. O. S. 155.

3) Analog dem menſchlichen Worte, das, nach dem Obigen, urſprünglich ſchildernder Laut der Empfindung (nicht aber deren unmittelbare Stimme oder Schrei) war und ſpäter erſt mit mehr Abſicht und Freiheit gebraucht wurde.

bar erzeugten Schreie oder Seufzer offenbarte. Von dieser animaliſchen Gefühlsäußerung müſſen wir alſo die wirklichen Interjectionen der Sprache ſcheiden, welche ſogar mitunter einer weiteren organiſchen Entwickelung fähig ſind (cf. ἄχος, u. dgl.) [1]).

Die Geſchichte der Sprache beginnt alſo mit ihr als ſolcher d. h. als organiſchem Ganzen. Wenn wir ſie in Perioden theilen, ſo bezeichnen wir durch dieſe allerdings eine gleichartige Entwickelung der Sprachen in der Zeit, nicht aber eine gleichzeitige aller Sprachen, die ſelbſt bei den verwandten nur da vor ſich gehen kann, wo auch die Geſchichte der Völker, ſo wie die Verhältniſſe der Wohnplätze gleich fortſchreiten. Wir dürfen uns ſogar eine Modification der Gleichartigkeit nicht verhehlen, auf die bereits o. S. 40 * hingewieſen wurde. Die Sprache iſt nämlich zwar durch die Geſchichte bedingt und beſitzt ſogar wechſelwirkende Kraft, ſchreitet aber nicht immer in gleichen Verhältniſſen mit der Geſchichte fort. Längerer friedlicher Aufenthalt des Volkes an einem Orte (Vgl. o. S. 52, Anm. [1] Szafarzyks Satz) verbunden mit bildender Thätigkeit konnte die Sprache ſo feſt und individual geſtalten, daß die Macht nachfolgender Kataſtrophen ſich an ihr brach; wenigſtens an ihrem grammatiſchen Baue, wenn auch einige Miſchung der Wörter eintrat. Auf die übrigen, mehr äußeren, Beſitzthümer und Sitten des Volkes übten dieſe Kataſtrophen ſchnelleren und ſtärkeren Einfluß, ſo daß die tiefer gewurzelte, faſt unveräußerlich gewordene Sprache mehr ein Nachglanz der Vergangenheit, als ein Spiegel der Gegenwart war. Später, wann wieder län-

1) S. Grimm Gr. III., S. 294 ff. Hoffmann ſagt gegen Hiecke's Behauptung: „daß die Interjectionen die Empfindungen unmittelbar darſtellen“: „dann könnte man kein Ach erheucheln;“ worauf Hiecke: „warum nicht das Gefühl ſelbſt?“ Aber Beides iſt möglich.

gere Muße zur Bildung der Sprache eintrat, ſtand das Volk jünger in der Zeit, als dieſe; und ſie fügte ſich in etwas andrer Weiſe dem nun bildenden Zeit-Principe, als ſie dem vor Jahrhunderten andre auf gleicher Stufe mit ihr ſtehende Sprachen bildenden würde gethan haben. Die Factoren der einen Entwickelung ſind dann a × a; der andern a × b.

Einen vollſtändigen Schluß aus der Entwickelung der Sprache auf das Alter des Menſchengeſchlechtes zu machen, iſt ſchon deßhalb unmöglich, weil man die Dauer wenigſtens der erſten Periode aus ihr ſelbſt eben ſo wenig beſtimmen kann, als in der Geſchichte die Dauer der Sagenzeit aus ihr ſelbſt zu erweiſen iſt. Eben ſo wenig, ja ſelbſt nicht, wenn dieſer Rückſchluß möglich wäre, können wir aus dem Verhältniſſe der bisherigen Sprachentwickelung zur bisherigen Dauer des Menſchengeſchlechtes auf deſſen fernere Dauer ſchließen. Die mit der Entwickelung der geiſtigen Abſtractionskraft zuſammenhangende Desorganiſation der Sprachen muß irgend einmal eine denkbare Grenze haben; nicht aber jene Kraft der Abſtraction oder vielmehr der geiſtigen Entwickelung überhaupt; wäre Dieß der Fall, ſo ließe ſich zugleich das Ende des Menſchengeſchlechtes berechnen, deſſen Beſtehen ohne geiſtige Bewegung und Entfaltung nicht mehr denkbar wäre. Wir müſſen die Sprache gleich dem Menſchenauge [1]) oder auch gleich den Künſten, zu welchen wir ſie in der That rechnen, als Mittelglied zwiſchen Körperwelt und Geiſteswelt und darum als mehr unter dem Geſetze der Schwere ſtehend, als den von dieſem Geſetze emancipirten Geiſt, betrachten. So bleibt allmälig ihre Entwickelung hinter der des Geiſtes zurück und beider Correlation kann nur bis zu einer gewiſſen Grenze beſtehen. Die Vermehrung der Wör-

1) Wirklich zeigt die Japetiſche Sprache oft Eine Wurzel für die Begriffe Licht, Auge, Sprache z. B. éax, luk u. dgl.

in dem Beſtreben, die Abſtractionen auf plump-deutliche Weiſe als ſolche darzuſtellen, der Schriftſprache noch voran; vgl. z. B. die Mitteldeutſchen Ausdrücke: Treuheit ſt. Treue, Jugendheit (verſchieden von dem Adverbium jungerheit oder richtiger junger Heit) ſt. Jugend. Dieſes, eben auch in der Schriftſprache immer mehr Ausdehnung gewinnende, urſprünglich Perſon bedeutende Suffix heit (keit) iſt am Stärkſten geeignet, um Perſonificirung oder Abſtraction zu bezeichnen. Weiter unten werden wir auf dieſe und verwandte Gegenſtände zurückkommen. Vgl. auch Grimm Gr. II., S. 543, 11). Daß wir indeſſen mit jenem concreten Ausſprechen der Wurzeln nicht meinen, ſie hätten ſich von jeher nur flectirt dargeſtellt, wird ſich aus dem Folgenden ergeben. Die Wurzeln ſind die Mittelpuncte des ganzen Sprachlebens, die Quellen ſowol der Wörter, als der Präfixe und der Suffixe. In ihrer nächſten Entwickelung zeigen ſie ſich als Wortſtämme, Themata, die in ihrer größten, älteſten Einfachheit äußerlich mit den Wurzeln zuſammen fallen — wie ſich zuweilen noch in ſpäteren Perioden zeigt, obſchon dann häufig ſolcher Schein durch Verkürzung entſteht — und innerlich nur dadurch ſich von dieſen unterſcheiden, daß ſie eine nicht mehr aoriſte, ſondern durch Raum und Zeit begrenzte und innerhalb ihrer Grenzen vollendete Vorſtellung bezeichnen; durch letzteres Prädicat geſchieht es, daß die Verbalſtämme größtentheils in den Perfecten ihre reinſte, den Wurzeln nächſte, Geſtalt zeigen [1]). Abgeleitete Themata entſtanden aus Zu-

1) Bekanntlich nach Bopp, Schmitthenner u. A. gegen Grimm's Theorie. Es iſt uns indeſſen nicht bekannt, wie nach jener neueren Theorie der wichtige Grund bei Grimm Gr. II., S. 678 c) behandelt wird, wo der Gebrauch der Präſens-Formen in der Verbal-Compoſition urgirt iſt, wozu auch etwa der Gebrauch der Nominal-Grundformen in den Sanskr. u. a. Compoſitionen zu vergleichen iſt.

ſammenſetzung der einfachen mit einfachen [1]); die zugeſetzten ſchmolzen ſpäter in der Geſtalt von Suffixen mit den Hauptſtämmen zuſammen — Dieß iſt die Ableitung [2]). Ihr zur Seite und oft verbündet mit ihr zeigt ſich die innere Bildung durch Lautwechſel, das Princip des Ablautes in ſeinen mannigfaltigen Richtungen in Bildung von Wurzeln, Stämmen und Verhältniß-Bezeichnungen (Flexion in weiterem Sinne); worüber im Folgenden Mehr. Nach demſelben Verfahren, nach welchem die Ableitung, entſtand die Flexion [3]); Mehr unten. Ebenfalls müſſen wir genetiſch die Zuſammenſetzung [4]) im engeren Sinne hierher ſtellen; ſie entſtand in noch ſpäterer Zeit als Ableitung und Flexion, und mehrere Sprachen beſitzen noch in zerrüttetem Zuſtande [5]) die Fähigkeit zu

---

1) Zur Flexion ausſchließlich, zur Ableitung aber neben andern, wurden die pronominalen Wurzeln und Stämme verwendet, über welche Weiteres unten.

2) Obſchon unter der Abnahme der organiſchen Kraft in der Sprache auch die der Ableitungs-Kraft einbegriffen iſt; ſo zeigt doch wenigſtens Eine Branche, die der Diminution (und der Augmentation) in vielen neueren Sprachen eine reichere Entfaltung, als in irgend einer älteren, die Litthauiſche ausgenommen (wir rechnen ſie hierher wegen ihrer Alterthümlichkeit; ihr früherer Beſtand iſt uns leider unbekannt).

3) Siehe die vorletzte Anmerkung. Pott a. a. O. S. 153 beſtimmt den Unterſchied zwiſchen Ableitung und Flexion ſo: „Die Ableitung beſtimmt die Begriffe in Beziehung auf ſich ſelber; Abbeugung hingegen nur in Beziehung auf andre, die außer jenen liegen.“ — Bisweilen werden die Mittel des einen Proceſſes durch falſche Analogie für den andern verwandt; allmälig flexiviſch gewordene Geltung von Ableitungs-Suffixen werden wir unten bei der ſchwachen Declination finden; über die Möglichkeit des umgekehrten Falles ſ. Grimm Gr. II., S. 391, 404 — 5.

4) Ueber deren Unterſchiede von Ableitung ſ. Grimm Gr. II., S. 406, 5). 964 ff.

5) Ja getrieben durch dieſen vgl. Grimm. Gr. II., S. 403, 9). Vgl. S. 538, 1). Die jüngſte, unorganiſche Erſcheinung der

ur, während dieſe in anderen ſchon erloſch oder auch anfänglich bei deren Individualiſirung nur ſpärlich ſich entfaltete. Die zuſammengeſetzten Stämme verſchmelzen allmälig logiſch oder im Gefühle und darum auch ſpäter oft phonetiſch zu Einem; und ſo durchläuft die Sprache immer wieder die alten Stadien, nur aber nicht mit der alten Jugendfriſche. — Zur Ableitung gehört die Comparation durch Suffigirung theils von ſonſt verbal erſcheinenden, größtentheils aber von pronominalen, und zwar meiſtens zwiefachen [1]) Wurzeln geſchehend. Die Motion können wir urſprünglich nicht als eine beſondere Branche der Ableitung bezeichnen; noch weniger dürfen wir einen grammatiſchen Geſchlechtsunterſchied der Wurzeln annehmen. Dieſer wird erſt nach der Schöpfung der Ableitung und der Flexion ausgedrückt; anfänglich kennt die Grammatik nur Ein Geſchlecht, das nachher in den Masculin-Formen [2]) als Stamm der femininen und neutralen auftritt. Die Scheidung in dieſe geſchah theils a) durch einen organiſch phonetiſchen Proceß, lautverkürzenden bei dem Neutrum, lautverlängernden bei dem Femininum [3]); theils b) durch eine mehr willkürliche Fixirung in der Wahl der Ableitungs- und Flexions-Suffixe, nicht durch das organiſche Princip, ſondern durch das der Deutlichkeit veranlaßt.

Der Typus aller Wurzeln lag in dem Verhältniſſe der Menſchennatur zur äußeren [4]). Sie traten nicht alle auf einmal in Wirklichkeit, ſondern allmälig, indem der Menſch immer mehr in der Natur umherblickte; doch aber nicht ſo

---

Compoſition nennt Grimm uneigentliche Compoſition vgl. u. A. Gr. II., §. 597. 611.

1) Vgl. o. S. 31 **).

2) So wie bis heute das Masculinum oft die übrigen Geſchlechter vertritt, durch poſitive Umfaſſung geſchlechtlos, wie das Neutrum durch Negation.

3) Auf dieſes kommen wir noch weiter unten.

4) Vgl. o. S. 55.

immer fort. Wir müssen vielmehr eine begrenzte Periode annehmen, innerhalb welcher der Mensch die Elemente des Naturlebens auffaßte und durch die Sprache bezeichnete; ihre Bezeichnungen darauf auch für die geistige Welt verwendend [1]), sowie auch für die weiteren Wahrnehmungen in der Außenwelt, die er nach der genannten Periode machte und machen wird, wo die volle gebärende Kraft der Sprache verloschen ist. Diese Kraft, Sprach-Elemente zu bilden, könnte nur da wieder erwachen, wo auf neuer Erde neuen Menschen eine ihnen neue Natur entgegenträte.

Aufstellungen von Cardinalbegriffen sind bekannt; vgl. z. B. Grimm's Grammatik II., S. 86 ff. und Becker's Wort. Man hat sogar gewagt, den ganzen Reichthum der Sprache auf Eine Grundvorstellung, wie die der Bewegung, zurück zu führen, und noch kühner, doch consequent, nur Einen Laut als Mittelpunkt zu stellen, letztere Annahme auch noch durch physiologische Gründe unterstützt. Da dieser Punkt mit der Lautlehre zusammen fällt, so werden wir nachher, wo wir diese berühren, auch auf ihn zurückkommen.

Die Mannigfaltigkeit der Wurzeln hat Schmitthenner *) bis zur Annahme logisch verschiedener, lautlich gleicher Wurzeln ausgedehnt. Nach unsrer Meinung aber verbietet die Annahme einer durchgehenden Correspondenz des Lautes mit dem Begriffe während der ersten Sprachperiode, in welcher die eigentlichen Wurzeln in erster Potenz geschaffen wurden, wesentliche Mehrdeutigkeit Eines Wurzellautes **) in dem Munde Eines Subjectes (Einer Sprachfamilie) anzunehmen; so wie andrerseits den Gebrauch mehrerer Sprachwurzeln für Eine Vorstellung. Er-

---

1) Vergleiche Becker, letztes Citat.

*) Deutsche Etymologie S. 37.

**) Vgl. Grimm Gr. II., S. 76, [1]), wo dieselbe Ansicht ausgesprochen ist.

steres wäre Asthenie, Dieses Hypersthenie; und Beides mit der für die erste Sprachperiode vorauszusetzenden Gesundheit nicht verträglich. Scheinbare Asthenie findet Statt: **A.** Wo bei zunehmender Menschenbildung der Grundbegriff sich so sehr verzweigte und durch Symbolik Ableger gab, daß der logische Keim unkenntlich wurde, um so mehr, da die Sprache oder der praktische Mensch die Ideen anders associirt, als der theoretische Philosophe. **B.** Wo ursprünglich verschiedene Wurzeln durch republicanische Kraft der Verschleifung eine unorganische Gleichheit gewannen, die sich aber dann nie oder äußerst selten durch sämtliche Sprößlinge durchzieht. — Eigentliche Hypersthenie findet wol nie Statt, da die Sprache mit all ihrem Reichthume doch für den göttlichen Menschengeist noch zu arm ist; wir werden weiter unten sehen, wie selbst eine durch ursprünglich dialektische Unterschiede entstandene uneigentliche Hypersthenie der Länge nach nicht bestehen kann. Ueberhaupt duldet die Sprache keine verschieden lautenden und dabei völlig gleich bedeutenden Wörter, unterthan dem Individualisationstriebe, der in der ganzen Natur keine duo perfecte similia bestehen läßt. Nur in dem historischen, alle oder doch viele Zeiträume umfassenden Bestande einer Sprache finden wir Wörter genug, die das Selbe bedeuten, aber nur zu verschiedenen Zeiten. Sobald im Laufe der zeitlichen Sprachentwickelung ein Wort die Stelle eines andern einnahm, so mußte letzteres entweder **A.** mit dem neuen zusammengesetzt allmälig absterben *), so daß die späteren Menschen es gar nicht mehr verstanden; oder **B.** ganz weichen nnd verloren gehen; oder **C.** eine andre, nicht ferne, Stelle annehmen; entweder a) in gewöhnlicher Rede eine der vorigen Vorstellung verwandte, meist speciellere bezeichnend; oder b) in pejorativem Sinne gebraucht;

*) Zu scheiden von verstärkendem Pleonasmus cf. Grimm Gr. II., S. 547 [18]), cf. o. S. 31 [**]).

oder dann c) durch seine Alterthümlichkeit geadelt und nur im aristokratischen Dienste der Poesie oder der Wissenschaft bleibend.

Sehr früh mußte der Wurzelvorrath sich durch Modificationen der vorhandenen Urwurzeln vergrößern. Diese Vermehrung geschah vorzüglich auf zweierlei Weise:

Zuerst und ältest durch wirkliche Zusammensetzung. Später verschliff sich eine von etwa zwei zusammengesetzten Wurzeln und zwar die dem Sinne nach untergeordnete, bisweilen auch in zerstörender Weise auf die Hauptwurzel zurückwirkend. So verschmolzen beide Wurzeln zu einer. Dieser äußere Proceß der Wurzelbildung wird weiter unten etwas mehr detaillirt werden.

Bei dieser Annahme setzen wir ursprüngliche, größte, logische und phonetische, Einfachheit der Wurzeln voraus; das Selbe muß für die zweite Art der Wurzelvermehrung geschehen. Wenn eine Wurzel irgend eine Kategorie bezeichnete — wie z. B. die Japetische Wurzel mâ die Kategorie der Extension [1]) — so mußte sich bald das Bedürfniß zeigen, wenigstens die einfachsten Unterabtheilungen derselben, nämlich zuerst die Gegensätze, am Laute kenntlich zu machen, wozu organisch jene Mutterwurzel verwendet werden mußte. Daß übrigens die Gegensätze nicht bloß bei der Schöpfung der Wurzeln nicht sogleich durch besondere Wurzeln vertreten werden mußten, sondern sogar des Vehikels der Lautveränderung nicht unumgänglich bedurften: zeigt die große Zahl von Gegensätzen, die besonders in der Sanskrita-Sprache durch eine und dieselbe Wurzel aus-

1) Diese ausgezeichnet reiche, durch Zusammensetzung (s. u.) sich noch stärker vervielfältigende, durch wol alle Japetischen Sprachen, mit Einschlusse der Semitischen, durchgehende Wurzel bedeutet in weiterer Anwendung auch die Extensionen der geistigen Thätigkeit nach einer Ideenverbindung, die noch im neuesten Sprachgebrauche lebendig bleibt, vgl. messen und ermessen.

gedrückt werden; und ſogar Erſcheinungen bis in die neueſte Zeit, wo Ein ausgebildetes Wort Gegenſätze bezeichnet; z. B. Lat. altus, welches neben dem Begriffe der Höhe wenigſtens tropiſch auch den der Tiefe bezeichnet; im Grunde dieſelbe Erſcheinung, wiewol unorganiſch gewirkt, zeigt ſich in dem Worte oder vielmehr Laute psila für zwei entgegengeſetzte Begriffe a) ᾽ψηλὰ ſt. ὑψηλὰ = laut b) ψιλὰ = leiſe, wobei der gemeine Grieche die Zweideutigkeit nicht ſcheut [1]). Ueberhaupt iſt jener durch Entartung entſtandene Gleichlaut von Wurzeln und Stämmen verſchiedener Bedeutung zu vergleichen.

Die Lautveränderung nun, die die Bezeichnung der Gegenſätze und andrer Modificationen eines Grundbegriffes aus Einer Wurzel ableiten ſollte, verändert den Vocal in organiſcher Weiſe z. B. bei der Wurzel mâ bleibt für den poſitiven Begriff der Ausdehnung der Vocal a; für deſſen Negation = Kleinheit, Wenigkeit u. dgl. erſcheint häufig der charakteriſtiſche = organiſche dünne i-Laute ſ. mak: mik, man: min etc. Wir nennen dieſen Lautwechſel mit dem Ausdrucke, womit ihn Grimm u. A. bei der Wortbildung [2]) und bei der Conjugation bezeichnen, Ablaut [3]).

---

1) Zahlreiche Belege für Gleichdeutigkeit aus Entartung ſ. bei Pott etym. Forſchungen S. 72 — 73.

2) Vgl. u. A. Grimm Gr. II., S. 1, 5, 8. Ib. S. 70 [s]) über den frühen Urſprung mehrerer ſtarken Verba aus Einer Wurzel beſtätigt im Grunde unſre Theorie über Wurzel-Ablaut. Etwas Anderes iſt die, zugleich äußere, Ableitung ſtarker Verba Gr. I., S. 839 D) vgl. II., S. 74 ff.

3) Bopp und Pott nehmen Ablaut und Umlaut nach ihrem Grundweſen als Eines, nämlich als phonetiſche durch die Endung gewirkte Erſcheinung. Wenn aber Pott a. a. O. S. 162 — 3 γλυφ und γλαφ, sculp und scalp mit Recht als Individualitäten ſondert und ſie doch als Nebenverwandte annimmt; ſo mögen wir darinn nicht mit ihm übereinſtimmen, daß ſie abſolut gleichzeitig entſtanden, ob wir freilich mit ihm annehmen, daß keine durch „Verderbung“ ſich aus der andern entwickelte. Eine

Theils früher, theils ſpäter, aber immer in organiſcher Zeit, wird eine ähnliche Function durch Lautverſtärkungen

---

Form oder ein Vocal mußte die zuerſt erkannte oder vielmehr gefühlte allgemeinſte Vorſtellung bezeichnen, ehe ſich Modificationen derſelben im Geiſte bildeten; ſobald Letzteres geſchah, wählte dann der lebendige Sprachgeiſt einen entſprechenden Vocal dafür; dieſe Modificirung oder Nuancirung aber halten wir für die Haupt-Kraft und -Beſtimmung der Vocale. Sie ſind die Repräſentanten des Gefühles, wie die Conſonanten die der Vorſtellung; freilich Beides nur vorzugsweiſe, nicht allzuſcharf abgegrenzt. Auf die Gefahr hin breit zu werden, müſſen wir uns noch etwas weiter zu erklären ſuchen. Wenn wir ſagen, daß der Vocal die Vorſtellung modificirte, ſo meinen wir nicht ſowol, daß er Unterordnungen unter objective, durch Verſtand und Beobachtung geſchiedene Kategorien darſtellte; ſondern vielmehr, daß er die ſubjective Empfindung malte, von welcher der Menſch bei dem Anſchauen der Vorſtellungen afficirt wurde; die Vorſtellung ſelbſt mußte durch Conſonanten dargeſtellt werden (ſ. u. Weiteres über den Proceß der Wurzelbildung). Die Conſonanten ſind das didaktiſche, die Vocale das lyriſche Element der Sprache. Vgl. Grimm Gr. I., S. 580, II., S. 1. Ewald Hebr. Gramm. S. 115.

Dem gemäß finden wir uns bis jetzt gedrungen, uns an Grimm a), Graff b), Schmitthenner c), Lepſius d), anzuſchließen und zu behaupten: daß die Lautſchwächung, ſo gut, als die Lautverſtärkung, Anfangs organiſch war und erſt ſpäter in das phonetiſche Gebiet übertrat. Nach dieſen, wenn auch nicht durchaus chronologiſch, doch immer dynamiſch, zu ſcheidenden Perioden trennen wir Ablaut und Umlaut. Umgekehrt hat nun auch das Deutlichkeits-Princip den phonetiſch gewirkten Ablaut = Umlaut zur organiſchen Würde erhoben, indem das Bewußtſein ſeiner phonetiſchen Gründe verſchwand und zugleich

---

a) A. a. O. und anderswo.

b) Ahd. Sprachſchatz S. XIX — XX.

c) Deutſche Etym. S. 38, 56, 58 — 59. Wenn S. 38 der Vocal-Wechſel der Wurzel nicht zum Umlaute (Ablaute) gerechnet iſt, ſo iſt doch zugleich dort der geiſtige, organiſche Einheits-Punct beider Kategorien gegeben.

d) Paläographie S. 30.

demſelben Principe verſtändigen ſich die Gebraucher gebildeter Schriftſprache allmälig über Gleichheit der Orthographie. Daß in dieſer unorganiſche Erſcheinungen — wie z. B. das Nhd. th. — oft feſte Geltung gewinnen, wird dadurch begreiflich, daß meiſtens die ſchriftmäßige Bildung der Sprachen erſt dann ſich völlig feſt ſtellt, wann der alte Organismus erſt gänzlich geſchwächt iſt; und daß zugleich bis heute, wo hiſtoriſche Sprachforſchung erſt durch die zunehmende Zerrüttung des Sprachorganismus in ihrer Nothwendigkeit empfunden und wach geworden iſt, ſelbſt die beſten nnd geachtetſten Schriftſteller mit den Etymen ihrer Sprache zu wenig bekannt ſind. Hier liegt dann wirklich die Hoffnung vor, daß die hiſtoriſche Sprachforſchung eine zweckmäßige Aenderung veranlaſſen werde, ſobald ſie in den Elementar-Unterricht (moderate, verſteht ſich) aufgenommen wird und dadurch Raum findet, ihren Reſultaten innere Geltung zu verſchaffen.

Die Frage über die urſprüngliche Zahl der Wurzeln hängt in ihrem körperlichen Theile mit der über die urſprüngliche Beſchaffenheit des Lautſyſtems zuſammen, über welches wir hier nur einige Andeutungen geben wollen, Bekanntſchaft mit der Terminologie meiſtentheils bei dem Leſer vorausſetzend.

Zuerſt entſtehen die Vocale, als Laute im engſten Sinne und als Träger der Mitlaute vor dieſen exiſtirend; Anfangs der reinſte Vocal, a, demnächſt i und u; ſpäter aus Zuſammenſetzung durch Verſchmelzung die Doppelvocale und die Diphthongen ê, ô mit ihren Descendenten âi und âu [1]; noch ſpäter die kurzen e und o als Trübungen aus den Urvocalen, ſowie denn aus ihnen wieder ſogar Baſtard- i und- u wird [2] u. ſ. w. Lautverſtärkung und

1) Nach Bopp = â + i, â + u; nach Ewald = a + ê, a + ô.
2) Zu ſcheiden von auch vorkommendem beharrlichem Feſthalten urſprünglichen Lautes unter widerſprechenden Erſcheinungen.

Lautschwächung nimmt in den späteren Perioden immer mehr wechselwirkend zu, besonders indem letztere die erstere bedingt. Die Abnahme der organischen Körperkraft zeigt sich zuerst durch Schwächung, besonders in den Endungen; dem zerstörenden Principe widersetzen sich die Wurzelsylben durch Verstärkung ihres ursprünglichen Lautes, der sonst nicht mehr hinreichende Kraft zum Widerstande besäße. Die entartetsten Sprachen zeigen darum am Meisten sowol Guna und Vriddhi, als tonlose, stumme und ausgefallene Laute. Aus demselben Grunde entspringt auch das Streben der späteren Sprache, ursprüngliche Kürzen zu verlängern [1]).

Zu den Lautverstärkungen zählen wir Guna und Vriddhi — d. h. Verstärkung der einfachen Vocale a, i, u, und später (wie so eben nach Ewald's Theorie angegeben) der aus der Gunirung entstandenen Diphthonge é und ó durch vortretendes a, später auch durch wol aus a entstandenes i und durch Trübung aus a und i (o, e) —; ihnen parallel aber auch andre Arten von Vocal-Verlängerung und -Verstärkung z. B. schon in Sanskr. é aus a [2]); und die in allen Japetischen Sprachen erscheinende, besonders in der Sanskr. Conjugation noch ursprüngliche Gesetzmäßigkeit bewahrende Verstärkung durch Rhinismus [3]). Auf diese Lautverstärkungen, kommen wir unten noch etwas

---

1) S. Grimm Grammatik I., S. 402 u. anderswo.

2) Oefters, aber nicht immer, ist diese Wandelung als Schwächung und Umlaut zu betrachten (cf. Bopp vgl. Gramm. § 2, 1-9. Dessf. Gr. crit. r. 439, b annot. — r. 371. — Doch s. auch später unten) so wie ai in anderen Sprachen, wie der Galischen und der Zendischen cf. Burnouf üb. Bopp's vgl. Gr. in Journ. des sav. 1833 Juillet. Doch vergleiche eine alsbald unten folgende Anmerkung über den Umlaut.

3) Vgl. Lepsius Paläographie S. 63. — Bopp vergl. Gr. S. 275. — Pott a. a. O. S. 54 cf. Bopp Gr. crit. r. 92, 434. Vgl. auch Grimm Gr. II., S. 216 mit Anm. 232, 391.

weiter. Zu den mit sv., kv. dv u. dgl. anlautenden Wurzeln nimmt Schmitthenner [1]) an etc. als die ursprüngliche Gestalt, an welche dann andre Vocale angetreten seien und nennt diese Erscheinung nachgesetzten Inlaut. Gewiß erscheinen diese Wurzeln in vielen Sprachen ohne diesen Vocal, in der Gestalt von sn. sa. sv u. dgl. Aber wenn wir auch jenen Proceß annehmen, so müssen wir doch wol manche Wurzeln ausscheiden, in denen durch Abfall oder Ausfall des Vocales nach sv etc. v sich vocalisirte; so wie solche, die ursprünglich mit v anlauteten und vor welche unorganisch (s. nachher) ein Zischer u. dgl. portrat.

Ursprünglich waren die Lautverstärkungen organisch, in Correlation mit der Bedeutung der Wörter und Formen, wie gewiß noch u. A. in einigen Theilen der Sanskritischen Conjugation [2]), sich zeigt. Später bei dem Vorschreiten des euphonischen Principes, verwandte die Sprache dieselben Mittel fur phonetische Zwecke; und ins Besondere werden jene Verstärkungen dann durch den Einfluß der Endungen [2])

---

1) Deutsche Etym. S. 68.

2) Organisch erscheint die Lautverstärkung dort, wo sie in ganzen *Tempora* und Modi ohne Unterschied der Endungen auftritt, wiewol selbst da vielleicht mitunter phonetische Gründe zu suchen sind, wenigstens wo y (i) einen Umlaut erzeugt oder wo Anhäufung harter Consonanten in ihrer Weise zurückgewirkt haben konnte; Letzteres z. B. in den beiden Futuren und dem Conditionalis der Sansk. Conjugation *). Allmälig konnte es geschehen, daß phonetische Erscheinungen durch ihr häufiges Auftreten in gewissen Formen (vgl. v. S. 72 ff. Anm. 3) als diesen correlativ, also als organisch, gefühlt und deßhalb auch im Gebrauche auf jene Formen übergetragen wurden, wo kein phonetischer

*) Pott a. a. O. S. 60 — 61 nimmt hier als Grund die Ausstoßung eines Vocales an. Ueber den Precativ s. eben daselbst S. 61 — 62.

wirkt, wodurch ſie dem von Anfange an, wie die Zend-ſprache zeigt, phonetiſchen Umlaute [1]) näher treten und

---

Grund vorhanden war. Auch traten in relativ ſpäterer Zeit bei den Suffixen Laut-Vermehrungen und- Verminderungen ein ohne die phonetiſchen, poſitiven oder negativen, Wirkungen, die ſich ſonſt unter gleichen Verhältniſſen zeigen, weil die Laute der Stammſylben an dieſen Stellen bereits zu ſehr fixirt waren. So zeigt z. B Sanskr. praet. redupl. 2 p. pl. reine Vocale trotz der leichten Endungen, vermuthlich weil dieſe erſt ſpäter durch Verſtümmelung leicht wurden; daſelbſt zeigt dagegen 2 p. sing. verſtärkte Vocale, weil der Singular durch ſeine leichten Endungen in den übrigen Perſonen an verſtärkte Vocale in der Stammſylbe gewöhnt war, und weil vielleicht auch die Erweiterung des Suffixes dieſer 2 p. durch euphoniſches i erſt ſpät eintrat und die alte bis dahin regelmäßige beſtandene Gunirung nicht mehr aufheben konnte; im Ahd. iſt an gleicher Stelle der Veränderung der urſprünglichen Endung eine, wiewol nach anderen, als den Sanskritiſchen, Lautgeſetzen, entſprechende Laut-Aenderung der Stammſylbe gefolgt *). S. ſogleich nachher. Für die Löſung mancher hierhin gehörigen Räthſel in der Japetiſchen, zumal der Sanskritiſchen, Conjugation erwarten wir mit Sehnſucht die Fortſetzung von Bopp's vergleichender Grammatik. Manches hierher Bezügliche ſ. auch unten bei der Flexion.

1) Rein phonetiſche Erſcheinungen des Vocalwechſels ſind Umlaut α) und Aſſimilation β), beide ſowol bei den Vocalen, als bei den Conſonanten wirkend und ihrer Natur nach nicht weſentlich verſchieden γ). Aſſimilation vielmehr als Genus

---

*) Anſichten darüber ſ. bei Grimm Gr. I., S. 857, 1057 II., S. 82 vgl. Ziemann Gothiſchhochd. Wortl. §. 25, h. — Bopp Rec. üb. Grimm; ferner unten bei Gelegenheit des Cymriſchen Präteritum ausgeſprochene Fragen. —

α) Natürlich im engeren Sinne: die durch die Vocale der Endungen verurſachte Aenderung der Wurzel-Vokale. Vgl. o. S. 72 ff. Anm. 3.

β) Ueber Aſſimilation ſ. Grimm Gr. I., S. 117, 304, 576.

γ) Pott a. a. O. S. 65 trennt Umlaut als Lautſchwächung von Aſſimilation. Indeſſen bleiben ſich die Motive beider

in manchen Fällen ſogar damit zuſammenfallen [1]). Doch bleiben die Motive beider und darum ihr Grundweſen verſchieden; Guna u. ſ. w. wird durch der Endungen quantitative Schwere oder Leichte, Umlaut durch deren Vocalismus [2]) gewirkt; Umlaut zeigt ſich in ſeinem hiſtoriſchen Verlaufe mehr als Lautſchwächung [3]). Beide ſind von dem

---

anzunehmen. Am Ausgedehnteſten erſcheint ſie in der Laut-Correſpondenz der Finniſchen Sprachen und der Galiſchen. Doch gewinnt der Umlaut faſt organiſche Würde, wo er durch das Bedürfniß entſteht, die in den urſprünglichen Suffix-Vocalen abſterbenden Kennzeichen der Ableitung und der Flexion Anfangs zu unterſtützen δ) und endlich ganz zu erſetzen. So kommt es, daß er heutzutage, beſonders in den Germaniſchen und Keltiſchen Sprachen als gänzlich organiſch gefühlt wird ε). Aehnliches werden wir unten bei mehreren Lautverſtärkungen finden. — Umlaut ſowol, als Aſſimilation werden bisweilen durch vorhergehende Vocale gewirkt ζ). Auf ſolche Weiſe wird in dem (überhaupt ſehr merkwürdigen) Sardiniſchen Romanzo aus den Suffixen ant und int, anta und inti. Schwerlich iſt dieß ein Reſt des älteſten, im Lateiniſchen ſelbſt nicht mehr ſichtbaren vocaliſchen Auslautes — wobei in anta i durch a aſſimilirt wäre; ſondern die Endungen a und i ſind erſt ſpäter durch ſchöpferiſche Aſſimilation gebildet. — Neben der Aſſimilation erſcheint auch eine Diſſimilation.

1) Umlaut erſcheint häufig doppellautig und darum Guna ähnlich; wir müſſen dann aber immer auf den Grundlaut und auf das

---

immerhin ähnlich; überdieß erſcheint eines Theils Aſſimilation öfter als Lautſchwächung, denn als Lautverſtärkung; und andern Theils Umlaut häufig als Zuwachs, ſolglich Verſtärkung ähnlich. V. vorhin S. 77 Anm. 2.

δ) Vgl. Grimm Gr. I., S. 339, 361 — 362 nebſt Note auf S. 362. Ferner auch ſ u. gegen das Ende dieſer Abhandlung.

ε) Vgl. o. S. 53 Anm. 2.

ζ) Vgl. Bopp (Gr. §. 42, 137 S. 186 **). §. 193. — Grimm Gr. I., S. 118 Anm. S. 870, womit auch eine entſprechende Erſcheinung im dat. sing. des ſchwachen Neutrum s. Declination zu vergleichen iſt.

bereits vorhin bei den Wurzeln erwähnten und unten noch was weiter zu verfolgenden) Ablaute verſchieden. Wir

---

Motiv zurückgehen. So iſt z. B. der Ahd. Umlaut iu etwas Anderes, als die gleichlautende Lautverſtärkung in (Goth. und) Ahd. IX Conjugat. ind. praes. sing.; ſowol als iu (iu? nach Grimm) im Präteritum der Ahd. III Conjugation η). Wir kommen ſpäter unten weiter auf dieſe Ahd. Präterital-Verſtärkungen. — Ferner vgl. ê nach o. S. 77 Anm. 2 Bopp ϑ) — wie auch anderswo in dieſen Blättern angeführt — nimmt ſogar die Möglichkeit an, daß Guna in manchen Fällen durch umlautende Rückwirkung eines a entſtanden ſei. — Wenn nicht Manches dort zu dem nächſten Falle gehört, gilt jener (des Zuſammenfallens beider Erſcheinungen) vorzüglich für die Galiſche Sprache. Scheiden müſſen wir nämlich den Fall, wo Umlaut oder auch Ablaut wirklich gunirt wird. Letztes geſchieht z. B. bei den Gothiſchen Ablauten i und u, die vor r und h eine, vielleicht modificirte ι) Gunirung erhalten. Dieſe Laute r und h wirken auch in andern Mundarten und Sprachen verſtärkend zurück κ); r auch auf die Conſonanten aſpirirend, alſo verſtärkend, namentlich in der Zendiſchen, Griechiſchen und, wie es ſcheint, auch den Keltiſchen Sprachen. Dieſe erſt nach der Umlautung des a in i erfolgte Gunirung dieſes i wäre bei mehreren Reduplicativ-Formen möglich, wie bei παιπάλλειν, λαῖλαπ, παιφάσσειν, μαιμάσσειν λ), wenn nicht aus andern Analogien

---

η) S. Graff Ahd. Spr. S. XXI, XXX. Grimm Gr. II., S 7 mit Anm.

ϑ) Recenſion über Grimm.

ι) Nämlich ai ſtatt ái. Letztere Accentuirung dürfte vielleicht bei einigen Wörtern vorzuziehen ſein. Vergleichungen Gothiſcher Wörter, in welchen dieſe Laute zuſammenſtehen, gibt Pott et. Forſch. S. 10, wo aus Sanskr. als Urvocal meiſtens ă — wozu auch r̥ = ar zu rechnen, erſcheint; ſelten î oder ŭ.

κ) Vgl. Grimm Gr. I., S. 240, 274, 329, 366, Bopp Vgl. Gr. S. 159; doch dagegen ib. S. 171, wo dem r verkürzende Kraft zugeſchrieben wird. — Bopp Gr. crit. r. 97; auch 73 a, 76 a, wo das verwandte s dieſelbe Wirkung äußert.

λ) Vgl. Pott a. a. O. S. 59.

erlauben uns hier die Bemerkung, daß wir den in der alten Germaniſchen Conjugation, heute noch in Volks-

ſich die Annahme wirklicher Verſtärkung, ohne Umlautung ergibt. Wohin iſt das ai der Goth. reduplicirten Formen zu ſtellen? Und wohin ai und ei in der Goth. Declination *μ*)? Ferner könnte denn auch die Umlauts-Gunirung für das nach o. S. 77 Anm. 2 in der Galiſchen und Zendiſchen Sprache erſcheinende ai aus a angenommen werden, da dieſes jedenfalls durch ein nachfolgendes i verurſacht wurde. Ueber ein nach *α*, *ε*, *o* (= *ᾰ*) antretendes i in der Griechiſchen Sprache ſ. Pott a. a. O. S. 18. Vielleicht, daß manche dort erwähnte Erſcheinungen auf die eben angegebene Weiſe zu deuten ſind; gewiß aber iſt dort das antretende i oft eine wirkliche Verſtärkung oder Gunirung zum Erſatze für verlorene Conſonanten (wie auch anderswo im Griechiſchen ohne dieß Motiv); das Selbe gilt für das Antreten des *υ* nach *o*. Die dieſer Erſcheinung materiell ähnliche in der Zendſprache, wo u nach a antritt, dürfte dagegen wieder als Gunirung des Umlautes gedeutet werden *ν*). — Dieſe Erſcheinung tritt nämlich ein, wo ein urſprüngliches a, ſogar auch à der Wurzel-Sylbe durch aſſimilirende oder umlautende Kraft eines folgenden u oder v zu au wird. Burnouf nimmt Dieß als wirkliches Antreten und ſtellt es mit dem vorhin S. 77 Anm. 2 erwähnten Antreten eines i zuſammen. Iſt die von Bopp a. a. O. gegebene Form turuna = tauruna aus taruna reell — die a. a. O. §. 44 von Bopp gegebene Form athurun = athaurun aus atharvan nimmt Burnouf a. a. O. nicht an —; ſo iſt ſie ein Beweis mehr für unſere Hypotheſe. Auch dadurch nähert ſich dieſe Erſcheinung jener Gothiſchen, weil ſie nur vor dem, im Zendiſchen überhaupt rückwärts verſtärkenden (aſpirirenden) r Statt findet. Die Griechiſche Sprache geht noch einen Schritt weiter und bildet aus Sanskr. Zend. uru: *εὐρυ*, wenn wir nicht mit Benary *ξ*) dieſes aus einem früheren varu erklären wollen. Doch ſagt Burnouf a. a. O, daß der

μ) Vgl. Grimm Gr. I., S. 811, 25).

ν) Vgl. Bopp vgl. Gr. §. 46 und Burnouf's o. angeführte Recenſion darüber.

ξ) Ueber Burnouf observations in Berl. Jahrbb. 1834, Aug. Nr. 28.

lektten, Statt findenden Vocalwechsel zwischen Singulare nd Plurale des Präteritum nicht in die Reihe des orga- ischen Ablautes stellen [1]), sondern als Erzeugniß des pho- ntischen Principes, verbunden mit dem der Deutlichkeit nd Scheidung, betrachten mögen; sowie auch den ähnlichen

---

angegebene Proceß in der Zend-Sprache überhaupt seltner vor- komme. Wir bemerken schlüßlich noch, daß selbst der Sanskrit- Sprache die Assimilation durch u nicht fremd zu sein scheint; vgl. guru: gariyas, gariman und: gravis (gleichsam = garvis) o). Aehnlich dem i wirkt u bekanntlich Umlaut in der Zend-Sprache und in der Alt-Nordischen; auch wol stückweise in der Hoch- Deutschen π). Wie verhält es sich mit Litth. pauksztis (Vogel) vgl. Sanskr. paxin Goth. fugls? — Kaum bedarf es der Bemerkung, daß wir außer Umlauten auch noch mehrfache andere, mehr oder minder regelmäßig erfolgende, Lautschwächungen annehmen. Eine besondere Art von Lautschwächung, welche, wie die Verstärkungen, durch die Quantität der Endungen, nur im umgekehrten Verhält- nisse, gewirkt wird, erscheint da, wo Wurzelsylben an sich so stark lauten, daß sie einer Verstärkung nicht leicht zugänglich sind. Sie bleiben deßhalb im ursprünglichen Zustande an Stellen, wo andre Sylben und Vocale verstärkt werden; wo dagegen diese andern in ursprünglicher, also relativ schwacher Form bleiben, werden jene geschwächt, besonders va in u ϱ). Im Grunde dasselbe Motiv der Lautschwächung waltet in den schwachen Casus besonders Sanskritischer und Zendischer Stämme; oder sollen wir dort in der Vertheilung der starken und schwachen Formen die Wirkung eines organischen Principes suchen?

1) Wir fanden diese Annahme einiger maßen bestätigt durch Grimm a. a. O. S. 1039 cf. S. 986. Vgl. übrigens Oeffen originelle Vermuthung — a. a. O S. 1057 = II S. 82 —, daß jene Unterscheidung aus alter, mannigfacherer Tempus-Eintheilung entsprungen sein könne.

---

o) Vgl. Pott a. a. O. S. 53. Doch ebendas. S. 86 vgl. Goth. kauris, wo u ursprünglich scheint, so wie in meh- reren dort gegebenen Vergleichungen.

π) Vgl. Grimm Gr. I. S. 726 und S. 680 — 681.

ϱ) Vgl. Bopp Gr. crit. r. 361. 455.

w der Mittel- und Süd-Deutſchen, b der Spanier, mh der Galen ꝛc., das in dem Cymro-Britiſchen und Engliſchen w faſt gänzlich zum Vocale ſich rundet.

In einem eigenen Verhältniſſe zur Aſpiration ſtehen die Laute ts, dz = Ahd. (auch Mhd.) z, dh (S. Grimm Gr. I., S. 161). Sollen ſie als Uebergänge zu Griech. σ und Neu-Griech. (Franz.) z betrachtet werden? Im Hd. iſt es bei der Tenuis wirklich ſo, da z in- und aus-lautend vermuthlich erſt ſpäter zu ß = Gr. σ wird; bei der Media zeigt die Griechiſche Sprache dieſelbe Erſcheinung, da die alte Ausſprache des ζ — in welches früh und ſpät δ dialektiſch überging — vermuthlich = dz war und erſt ſpäter ganz zu z (weichem ς) erweichte.

Dieſe hiſtoriſche Entwickelung macht die ſonſt annehmbare Möglichkeit: daß dieſe Laute Hd. z und Alt-Griech. ζ den Uebergang von der hier rubricirten erſten Stufe der Aſpiration zur zweiten gebildet hätten — unſtatthaft, wenn ſie nicht andere hiſtoriſch Daten etwa wieder herſtellen. Sehr für dieſe Annahme ſpräche das Weſen jener Laute als Doppellaute, gleich wie der Aſpiraten auf erſter Stufe. Wir ſagten dann: eh' die völlige Verſchmelzung letzterer in der Dental-Reihe vor ſich ging, mußte der Spirant zum Ziſcher werden, der Anfangs denn noch getrennt ausgeſprochen wurde. In derſelben Weiſe müßte überhaupt die zweite Stufe der Aſpiration ſich aus der erſten entwickelt haben, wofür wiederum die Zeugniſſe fehlen; κχ, πφ könnte dieſe Uebergänge nicht ſein, da χ und φ, ſo gut wie ϑ in τϑ, ſchon völlig Aſpiraten der zweiten Stufe ſind.

Dieſe Doppellaute κχ, τϑ, πφ oder eigentlich Dreilaute bilden vielmehr eine beſondere Stufe entarteter und verſtärkter Aſpiration, die ſich, wie es ſcheint, nur bei den Tenues zeigt:

Gr. κ	: Gr. χ [1])	: Gr. $\kappa\chi$ [1])	Hd. Anlaut ck [2]). (Gal. Auslaut c = Gr. $\chi\kappa$ gehört wol nicht hierher).
— τ	: — ϑ [1])	: — $\tau\vartheta$ [1])	Hd. Anl. tz [2]).
— π	: — φ [1])	: — $\pi\varphi$ [1])	Hd. Anl. pf [2])

Den dem Deutſchen z (oft auch dem Ital. c vor hellen Vocalen) gleichen Laut des c vor hellen Vocalen und des t vor i + Vocal, der ſich in der Lateiniſchen Sprache und ihren Töchtern [3]) entwickelte, und womit die häufige Neu-Griechiſche dialektiſche Ausſprache des κ vor weichen Vocalen, ſowie die Alt-Frieſiſche Wandelung des k in tz zuſammenſtimmt; vergleichen wir nicht mit jenem aus Aſpiration entſtandenen z, ob er ſchon in mehreren Sprachen, gleich dieſem, zum ſcharfen s wird. Er gehört vielmehr in die ſogleich zu erläuternde Kategorie der Mouillirung.

Eine beſondere Art von Stetigkeit bewahrt die urſprüngliche reine Aſpiration in mehreren Sprachen — wir nennen die Sanskritiſche, Armeniſche und beſonders die Galiſche, wiewol gerade in dieſer die Rechtſchreibung noch die Etymologie feſthält —, indem ſie bleibt und ſelbſtändig wird, da der Hauptlaut abfällt; in äußerſter Entartung fällt dann auch die Aſpiration weg.

Eine im Gegenſatze zur urſprünglichen Aſpiration als Lautſchwächung daſtehende Erſcheinung iſt die Mouillirung der Conſonanten, die Erweichung derſelben durch den Zuſatz eines dem Halbvocale y gleichen oder ähnlichen Lautes [4]) oder auch eines Ziſchers, vorzugsweiſe durch einen

---

1) S. S. 86 Note 2.
2) S. Grimm Gr. I., S. 430 — 1.
3) Vgl. Grimm Gr. I., S. 155 — 6.
4) Zu unterſcheiden davon iſt das Vortreten eines nicht mouillirten Conſonanten vor einen durch Vortritt eines kurzen i gunirten Vocal.

folgenden hellen Vocal, beſonders i, begünſtigt; in beiden Fällen wandeln ſich die Gutturale häufig in Dentale, wie namentlich Sanskrita [1]), Magyariſche und Walachiſche (in manchen Dialekten) Sprache zeigen.

Durch dieſe Mouillirung entſteht aus urſprünglichen Gutturalen, bisweilen auch, wie vorhin ſchon bemerkt, aus Dentalen [2]), eine neue Lautreihe ſchon in antiken Sprachen, namentlich Sanskrita, Zend, Lettiſchen und Slaviſchen Sprachen: die der Palatale; und in den Slaviſchen Sprachen hat ſich zugleich durch Mouillirung mit dem y — Laute eine ſyſtematiſch durchgeführte Scheidung in harte und weiche Laute gebildet [3]). Ob ſich ſchon die Mouillirung in ſo antiken Sprachen zeigt; ſo müſſen wir ſie doch für ein Product verderbter Sprachperiode halten. Dieß zeigt ſowol ihre Beſchaffenheit an ſich, als ihre Ueberhandnahme in den neueren Sprachen: Indiſchen, Perſiſchen, Keltiſchen, Romaniſchen, Germaniſchen [4]), auch der Griechiſchen u. ſ. w. Die ſtärkſte Ausdehnung mag ſie in der Galiſchen und Walachiſchen Sprache gewonnen haben.

Die Lautverſchiebung **Gutturalis, Labialis, Dentalis**

---

1) Als mouillirter Guttural erſcheint durch die Vergleichung der verwandten Sprachen oft Sanskr. Griech. ꝛc. κ, ξ.

2) S. o. S. 75 *. Doch ſcheinen manche Dentale erſt aus mouillirten Gutturalen = Palatalen entſtanden, was übrigens wiederum ein Zeugniß für die nahe Verwandtſchaft der Dentale mit den Palatalen iſt. Z. B. Sanskr. dhṛ = adspergere; Atm. delabi iſt von den übrigen gleichlautenden Wurzeln zu ſcheiden und mit gṛ. ghṛ = adspergere, gṛ = deglutire (vgl. u. A. Litth. gérti = trinken, gérkle = Gurgel, gargulio etc.) zuſammenzuſtellen. Der Uebergang von gh in dh iſt ſchwerlich unmittelbar erfolgt, ſondern durch eine Art von Mouillirung vorbereitet worden.

3) Doch vgl. Grimm Gr. II., S. 388 *.

4) Namentlich im Alt-Frieſiſchen, im Engliſchen und im Schwediſchen Zweige; vgl. auch die im größten Theile Deutſchlands jetzt gewöhnliche ziſchende Ausſprache des ſch.

wurde ſchon oben bei den Verhältniſſen der Sprache zur Geſchichte erwähnt.

Wir wenden uns nun noch einmal zu den Vocalen, um das vorhin Verſäumte nachzuholen und bequemer daran zu knüpfen, was wir noch über Entſtehung und Wachsthum der Wurzeln auszuſprechen wünſchen.

Länge der Vocale beſteht Anfangs noch nicht im Gegenſatze zur Kürze, ſondern nur als gradloſe, poſitive Quantität. Deren Negation oder Schwächung, die Kürze, tritt erſt ein, als die Anfangs vocaliſch auslautenden Wurzeln conſonantiſch auslauten. Auch das Vortreten von Conſonanten wirkt auf Gewicht, Länge und Kürze der Vocale, doch weit minder, als deren Antreten; die aus dieſem hervorgehenden Wirkungen mögen darum als die deutlichſten und geſetzmäßigſten hier vorzugsweiſe berückſichtigt werden. — Ein halber Rücktritt in die alte Quantität tritt bei ſtärkerem conſonantiſchem Anwuchſe durch die Poſition ein, wo der alte Vocallaut ſich gegen die Ueberzahl der hinzugekommenen Conſonanten behaupten muß; dieſe Länge iſt alſo von der urſprünglichen des allein ſtehenden oder auslautenden Vocales zu ſcheiden. Eine im Verhältniſſe zu der urſprünglichen unorganiſche oder künſtliche Länge tritt noch ſpäter ein, wo

A. a. durch Ruf oder ſonſtigen Ausdruck der Rede der Accent bis zum völligen Verweilen des Tones auf einem Laute ruht; wie denn überhaupt der Accent endlich Vocal-Länge zu verurſachen pflegt [1]),

b. wo eine auch durch Sinn veranlaßte Dehnung ſich durch eine ganze Kategorie durch zeigt, wie bei den oben S. 68 berührten gedehnten Femininſuffixen. Künſtlich nennen wir auch dieſe Dehnung, weil ſie nach der Zeit der rein organiſchen Wirkſamkeit, nach der Periode der Laut- und Wurzel-Schöpfung entſtand.

1) S. Grimm Gr. I., S. 577.

B. Noch vielmehr künſtlich [1]) und phonetiſch iſt die Dehnung, wo

a. ein Vocal neben einem andern ſeine Selbſtändigkeit verliert und mit dieſem zu Einem zuſammenſchmilzt, entweder mit dem gleichen zu einem langen einfachen (a, i, u: â, î, û); oder mit einem ungleichen zu einem Diphthongen (a + i = è u. ſ. w. vgl. o. über Guna und Vriddhi) [2]); oder

b. wo, was im Grunde dieſelbe Erſcheinung iſt, nach einem Vocale ein Conſonant ausfällt, da dieſer ſeiner Natur nach nicht, wie der Vocal, mit dem Vocale zuſammenſchmelzen kann und zum Erſatze nun der Vocal gedehnt wird.

Wir leugnen alſo bereits für die älteſte Wurzelbidung dieſe Apokope nicht; ſie konnte aber doch erſt Statt finden, wo die aller älteſte, einfachſte Wurzel ſchon einen Zuſatz erhalten hatte, der nun wieder abfallen konnte; und bei Weitem in den meiſten Fällen, wo eine lang-vocaliſch auslautende Wurzel neben einer gleich oder ähnlich bedeutenden ſteht, die nur durch die Kürze des Vocales und durch hinzutretenden conſonantiſchen Auslaut ſich von ihr unterſcheidet, müſſen wir jene als die urſprüngliche anſehn.

Hier nun finden wir Raum, die o. S. 71 angezettelte Hypotheſe über den äußeren Entwickelungsgang der Wurzeln etwas weiter auszuführen:

I. Aelteſte Wurzelkeime in einfachen Vocalen, Gefühle bezeichnend, die ſich noch nicht zu Begriffen entwickelt haben. Vgl. o. S. 72 Anm. 3.

II. Ein Conſonant tritt vor oder nach, und das allzu unbegrenzte vocaliſche Element erhält ſeine erſte Begren-

---

1) D. h. im Verhältniſſe zu A, nicht aber zu der phonetiſchen Willkür ſpäterer Perioden.

2) Zwar haben wir hier nicht zunächſt dieſe Verſtärkungen im Auge; aber als urſprüngliche Zuſammenſetzungen gehören ſie auch hieher.

zung; über das wogende Gefühl erheben die bestimmten Gedanken (Vorstellungen, Begriffe) ihre Felsenstirnen; und da diese durch die Consonanten abgebildet werden [1]), beginnen erst mit und in diesen die eigentlichen Sprachwurzeln. Doch reicht bei einigen Wurzeln der ursprüngliche einfache Vocal hin und bleibt, wie bei i.

Schon hier beginnt die vorhin genannte Modification der Quantität, worüber nachher bei IV noch etwas mehr. Zugleich müssen wir bemerken: daß wir zwar hier nur Anwuchs durch einfache Consonanten annehmen und die Verbindung verschiedener durch Verschmelzung verschiedener Wurzeln erklären; daß wir darum aber doch geneigt sind, manche anatomischer Zerlegung höchst fähige Consonanten zu jenen einfachen zu zählen, da sie eine zu entschiedene einfache Bedeutung behaupten, wie z. B. der Laut st mit jedem Vocale (= allgemeinster, einfachster Urwurzel) verbunden Bewegungslosigkeit oder lieber Festigkeit, Bestimmtheit bezeichnet.

III. Zusammenstellung der Wurzeln, um Modification und Zusammensetzung der Begriffe zu bezeichnen. Bei dieser Zusammenstellung steht die Wurzel für den Hauptbegriff entweder vornen oder hinten; Letzteres findet vorzugsweise Statt, wo die sogenanten Pronominal-Wurzeln oder -Stämme, also auch Präpositionen [2]) vortreten, wiewol Dieß zuweilen auch hinten geschieht, wie denn in der unter IV. erscheinenden Verschmelzung und Abkürzung Wurzeln passiven und reflexiven Sinnes durch Antritt des Pronomens 3. Person (nach Abendländischer Zählung) entstehen.

Wir scheiden

1. Wiederholung einer Wurzel, um ihren Begriff nur zu verstärken — wie noch heute in vielen Sprachen durch

---

1) Vgl. o. S. 72 Anm. 3.

2) Ueber das Verschmelzen von Präpositionen mit Verbalwurzeln vgl. Pott a. a. O. S. 159 ff.

ſeine und Erkenntniß und in deren Ausſprechen durch das Wort Alles als Object betrachtet wird, alſo ſelbſt die Subjectivität, welche als ſolche nur gefühlt werden kann. Noch jetzt drücken ja die Kinder alle Perſonen durch die dritte, meiſt in einem Namen dargeſtellt, aus. So gilt auch im hiſtoriſchen Beſtande der Sprache das nachmalige Deutewort der dritten Perſon urſprünglich für alle; vgl. die ſelbſtändigen Pronominalſtämme sva, sawo, ĕo ꝛc., ſo wie das Anfügen dieſes Pronomens, um Infinitive, Reciproca und Paſſiva zu bilden, theils ſehr früh geſchehen, wie im Litthauiſchen, Slaviſchen und Lateiniſchen [1]); theils etwas ſpäter, wie in den Skandinaviſchen Sprachen; theils in neueſter Zeit ſich wiederholend, wie z. B. in Deutſcher Volksſprache „wir haben ſich...“ u. dgl.; die Griechiſche Volksſprache braucht ἑαυτοῦ für die drei Perſonen, nur durch Zuſatz von μου, σου, του, näher beſtimmt, wie auf die alten ἐμαυτοῦ ꝛc. ſelbſt auf gleiche Weiſe entſtanden.

Allmälig begrenzte ſich die Demonſtration und bedurfte immer ſtärkerer Bezeichnung. Reine Demonſtrative traten an das Nennwort an, die ſpäter abgeſchliffenen Caſusſuffixe, und bezeichneten die Objectivität; während früheſt vermuthlich auch dieſe genauere Beſtimmung nicht nöthig war, da es ſich von ſelbſt verſtand, daß jedes Ding zu dem auffaſſenden und redenden Menſchen als Object zum Subjecte ſich verhält. Später ſchwächte ſich die Kraft des Pronominal-Suffixes, und es bedurfte der Stütze durch vor- oder nach-geſetzten [2]) Artikel, ein ſelbſt flectirtes Pro-

1) Vgl. Pott a. a. O. S. 133 ff.

2) In der Shkipitar (Albaneſen)-Sprache erſcheint ſogar Beides zugleich ſo auffallend, daß wir kein zufälliges Zuſammentreffen der Pronominalſtämme des Artikels und der Suffixe vermuthen können, um ſo weniger, da oft zwiſchen den Stamm und den ſuffigirten Artikel ältere eigentliche Flexionsſuffixe treten. Vergleiche dazu die dreifache Demonſtration in der Deutſchen 2 p. sing. durch altes Suffix, vorgeſetztes Deutewort und Enkliſis

nemen; entsprechend, aber noch später erst nöthig geworden, ist die Vorsetzung der Personal-Deutewörter vor das Zeitwort. In verschiedenen Perioden erlosch die Bedeutung der Suffixe völlig; und entweder

A. Blieben sie als todte Körper und galten als zum Wortstamme gehörig: eine schon da eintretende Erscheinung, wo die Periode der Flexion noch nicht aufgehört hat, sondern wo diese noch solche Kraft besitzt, daß sie an das abgestorbene Suffix ein anderes, lebendes hängt [1]; was übrigens nicht gerade jedesmal geschieht:

Als einige Beispiele statt vieler geben wir außer den so eben citirten an: Germ. hal—s, vel—i—s, sal — t, hol—z, vielleicht auch in Goth. veih—s [2]) vaurt—s, vgl. Acc. vaurts Dat. — vaurtsa (wenn nicht Schreibfehler angenommen werden) [2]); die Feminin-Flexion der Sanskritischen Deutewörter und Zeitwörter [3]) und der Germanischen Deutewörter und Adjective [4]) die Enklisis des Pron. 2 Ps. im Germ. Suffixe der 2 p. sing. st [5]), vielleicht auch in Lat. 2 p. sing. perf. sti [6]); den Neu-Griech.

---

desselben, oder durch Suffix und doppelte Enklisis *) s. u. Ferner das im Litthauischen nöthig gewordene Vorsetzen des wirklichen Zahlwortes vor den Dual.

1) Dasselbe gilt auch von den Ableitungssuffixen s. o. S. 31 **, wo mehrere hierher gehörige Beispiele gegeben wurden. Ebendas. und S. 70 * s. über organischen Pleonasmus.

2) Vgl. Grimm Gr. I., S. 197, 825 — 6.

3) Vgl. Bopp Gr. r. 266, 301 d.

4) Vgl. Bopp Rec. über Grimm's Grammatik in Berl. Jahrbb. 1827. Weitere Ansichten aber in Dess. vgl. Gr. §. 172 ff.

5) Ausgenommen 2 p. sing. des starken Präteritum vgl. Grimm a. a. O. S. 1044. Wichtige Bemerkungen über Enklisis s. ebendas. S. 1052 — 3.

6) Doch dürfte sich dort die Sache wahrscheinlich anders verhalten.

---

*) S. Grimm a. a. O. S. 1053, wo auch Beispiele von andern Personen.

Aoriſt des Paſſives; die Declination der Zigeuniſchen Sprache, in welcher wir, weitere Darſtellung auf andre Zeit verſchiebend, den gen. sing. masc. hervorheben, welcher nicht weniger, als drei Suffixe zeigt, von denen nur das letzte noch lebt. Z. B. manushéskĕro = des Menſchen, gayéskĕro = des Mannes; das erſte Suffix iſt das des Nominatives, es und as, welches im wirklichen Nominative entweder abfällt, wie in manúsh, oder gleich als ſchon in Präkrit, Pali und Zend, zu O wird, wie in

---

Nicht bloß die 2 p. pl. entſpricht dieſer 2 p. sing., ſondern auch die 3 p. pl. gemeinſchaftlich mit jenen beiden läßt vermuthen, daß in ihnen außer der Wurzel bhu, welche in allen Perſonen dieſer Zeitform thätig iſt, auch noch die Wurzel as wirkt. Beſtätigt wird dieſe Vermuthung durch das zweite Präteritum der Alt-Cymriſchen Sprache, in welchem die offenbar ſuffigirte Wurzel as in der 2 p. sing. t aus it (ſ. bald u. Anm. über t als Suffix 2 p. sing.) ſuffigirt, dadurch as in ais umlautet und ſo eine der Lateiniſchen ſehr ähnliche Form bildet; überdas iſt auch dort die Conjugation dieſer Zeitform gemiſcht, da die 3 p. sing. as nicht ſuffigirt. Als Beiſpiel geben wir (Stamm car = lieben) S. 1 cer — ais (e Umlaut durch ai; ai durch verlorenes Suffix i oder in aus im) 2 cer — ais — t (t ſonſt überall it) 3. car — oth. Pl. 1. car — as — om 2. car — as — och 3. car — as — ant. Wir fügen hier einige Bemerkungen oder Fragen über das Germaniſche praet. ind. 2 p. sing. an. Soll das Goth., Skand. und Ahd. AS., Aglſ. (noch in den Verben der 2. Grimmſchen Anomalie) Suffix t, wie vermuthlich im Cymriſchen, urſprünglich it geweſen ſein? Der Mangel des Umlautes im Ahd. ſpricht nicht dagegen, da ſchon im Gothiſchen, alſo vor der Umlauts-Periode, die Synkope erfolgt wäre (vgl. auch unten eine Anmerkung über pranta); wol aber dafür das Suffix i in Ahd., AS., Aglſ., das, aus vor-Gothiſchen it muthmaßlich entſprungen, denſelben Vocalismus veranlaßte, den der plur. praet. ind. (darum auch das praet. conj.) zeigt. Für t aus it iſt auch das Sanskr. Binde-i an derſelben Stelle zu vergleichen. S. o. S. 78, Anm. 2 mit 79 *. Unſre Vermuthung finden wir durch die gleiche, wiewol auf andrem Wege gewonnene, Bopp's in ſeiner Rec. über Grimm beſtätigt.

gâyo; daß es in Genitive und den übrigen Beugefällen nicht bloß euphoniſche Einſchiebung iſt, zeigt deſſen Mangel in der weiblichen Declination mit Ausnahme Eines Falles; deſſen Geltung als Suffix im Accuſative des Masculines, z. B. manushas, der nach einer falſchen, öfters erſcheinenden Analogie dem urſprünglichen Nominative gleich gebildet wurde, was auch bei gayo, Nom. und Acc. sing., Statt findet, während der ſuffixloſe weibliche Acc. sing. ebenfalls dem Nominative gleich iſt; ferner das im Plurale dieſelbe Function einnehmende Suffix en. — Das zweite Suffix von gayeskĕro u. dgl. iſt kĕ ſtatt ka, auch in andern Hindoſtaniſchen Dialekten und im Aethiopiſchen als Genitiv-Suffix erſcheinend; ro endlich iſt das Perſiſche ra. — Ueber das Doppelſuffix der Plurale ſ. u.

B. Das genannte Suffix ka führt uns auf eine andre Frage. Es erſcheint in jüngerer Sprachbildung, iſt aber allerdings organiſch genommen, wie namentlich die Verwendung dieſes einen Pronominalſtammes für das Frage- und demnächſt auch oft das Relativ-Pronomen (welches ſonſt in der Sanskrita-Sprache und in anderen, ſelbſt der Finniſchen, eine aus dem Gebrauche zu deutende Erweichung des anlautenden k in y zeigt) und für das verwandte Verhältniß des Genitives [1]) bezeugt. Iſt nun dieß Suffix uranfänglich in einigen Zweigen der Japetiſchen Sprache ſtatt des ſonſt gewöhnlichen Stammes sa für den Genitiv verwandt worden? Der Gebrauch verſchiedener Suffixe für Eine Form erſcheint bei umfaſſenderer Vergleichung der Japetiſchen Sprache mehrmals als urſprünglich. Oder ſollen wir eine Stufe der zweiten (Flexions-) Periode annehmen, wo erloſchene Suffixe gänzlich abfielen und durch neue lebende erſetzt wurden? Der Proceß wäre nicht viel verſchieden von dem unter A, wo neue an die

1) Der Relativ-Stamm ya findet ſich ja auch in anderen Genitiv-Suffixen. S. Bopp vgl. Gr. §. 194.

Von den Zahlwörtern ſind nur die beiden erſten aus Pronominalwurzeln entſtanden. Die beiden erſten Cardinalien correſpondiren mit den Deutewörtern der beiden erſten Perſonen, nach ihrer urſprünglichen Bedeutung, in den Japetiſchen Sprachen auch größtentheils nach dem Stoffe. Nach dem für dieſe Abhandlung angenommenen Grundſatze, der Kürze wegen nur Reſultate oder vielmehr deren Andeutungen zu geben, müſſen wir Auseinanderſetzung und Belege dieſer Behauptung, wie der übrigen folgenden anderem Orte vorbehalten; nur bemerken wir, daß die beſonders bei Deuteworte und Zahlworte der zweiten Perſon bemerkbare Stufenverſchiedenheit des Anlautes durch das Alter der Trennung entſtanden ſein muß. Vielleicht liegt hier noch ein wichtiger Fingerzeig für die älteſte Stufe der Lautreihe (Lautverſchiebung) verborgen. — Auch die beiden Ordinalien ſind öfters aus Pronominalwurzeln gewählt. Die übrigen Zahlwörter ſind ohne Zweifel ſämtlich aus Wurzeln und Wortſtämmen abgeleitet, deren Sinn auf eine meiſtens noch mit vieler Wahrſcheinlichkeit zu verfolgende Weiſe mit den einzelen Zahlwörtern verknüpft iſt.

Die in den Partikeln in engerem Sinne lebenden Pronominalwurzeln ſind dadurch ſchwerer zu abſtrahiren, daß die urſprüngliche Flexion erſtarrt und außer das Bewußtſein getreten iſt.

Die wichtigſte Function übernehmen die Pronominal-

S. 1044 — 5 über die 3 p. sing. und die Suffix-Confuſion im Plurale der alten Sächſiſchen, Angel-Sächſiſchen und Frieſiſchen Mundarten. Auch die Keltiſchen Sprachen, beſonders die Cymriſche, zeigen t (dd, z, dh) oder vielmehr it als Suffix 2 p. sing., womit wir vorhin die 2 p. sing. des Lateiniſchen Perfectum verglichen. — Ueberhaupt mag manche Ungleichheit der Suffixe und der Pronominalſtämme in der Länge der Zeit unorganiſch entſtanden ſein.

wurzeln nach dem Obigen in der Flexion [1]), indem ſie mit ihren eignen, dann auch mit den verbalen und nominalen Wortſtämmen zu einem Ganzen verſchmelzen [2]) auf eine Weiſe, die wir ſchon ähnlich bei der Entſtehung der zuſammengeſetzten Wurzeln fanden.

Flexion im engeren Sinne bezeichnet nur die räumlichen Verhältniſſe, darum bei dem Zeitworte nur die perſönlichen; allerdings aber fixiren ſich auch bei den einzelen Formen der Conjugation beſondere Arten der Bezeichnung für perſönliche Unterſchiede, wobei auch keineswegs der bloße Zufall, ſondern das Wollautsgeſetz waltet, indem die durch die Bezeichnung der Zeitverhältniſſe, welche wir auch Flexion im weiteren Sinne nennen, entſtandene Veränderung: Erweiterung u. dgl. der Wurzelſylben auf die relative Schwere der Suffixe wirkt (wie auch umgekehrt). Wenn auch nicht immer ſolch phonetiſches Motiv wirkt, ſo veranlaßt doch ſchon das Streben des Sprachgeiſtes nach Deutlichkeit und Sonderung der Formen jene Fixirung; und ſelbſt, wo wir nicht im Stande ſind, die getroffene Wahl und Vertheilung der Suffixe zu erklären, würden wir die innere Freiheit und Wahlkraft des alten, ſchaffenden Sprachgeiſtes beeinträchtigen, wenn wir an ihrer Stelle blinde Willkür und unmotivirten Zufall vermuthen wollten.

Auf ähnliche Weiſe verhält es ſich mit der Vertheilung

1) Die übrigen hierher gehörigen, etwas disjecta, membra, unter ihnen auch die Erwähnung der Ableitung ſind im Vorigen zu ſuchen.

2) Reſte vocaliſchen Auslautes finden ſich noch an vielen Orten, wie im Sanskrite, beſonders im Veda-Dialekte, in der Zend-, der Griechiſchen-, der Litthauiſchen-, der Gothiſchen Sprache u. a. Oder ſollen wir den Auslaut der Goth. Suffixe ma, va, ta, na, da u. dgl. nur als phonetiſches Erzeugniß betrachten — etwa wie o. S. 79 Anm. 1 die Sardiſchen Auslaute —? Vgl. beſ. aſſiſnanda ſt. aſſiſnand Joh. VI., 13 cf. Grimm Gr. I., S. 856. Vgl. auch die Oſſetiſche Conjugation.

Einige Bildungsſuffixe, beſonders mit n [1]), doch dieſe nicht immer [2]), zerſtören allmälig einen Theil der Flexions-

---

zuleiten iſt. Natürlich kann das Pronomen nicht in die obige Reihe geſtellt werden, weder vor noch hinter das Verbum; ſondern es bildet mit den übrigen declinirbaren Redetheilen, jenem gegenüber, eine eigene Reihe.

Aber:

Wir haben hier die Integrität der Flexion als correlativ mit dem Alterthume der Wörterclaſſen, bei welchen ſie angewendet wird, angenommen. Es iſt nun nicht unvernünftig, die Verſchleifung der Formen als Abnutzung durch die Vielheit des Gebrauches zu deuten. Wollten wir dieſe in der Zeit, alſo als Länge und Alter des Gebrauches nehmen, ſo würden wir unſrer erſten Annahme widerſprechen; darum müſſen wir vielmehr gleichzeitige Häufigkeit des Gebrauches als die Norm annehmen, nach welcher ſich der Grad des Haltens an der Flexion beſtimmte; woraus z. B. der Satz: daß die Nomina urſprünglich gleich vollſtändige Flexion, als die Adjectiva, beſeſſen *), dieſe aber durch die Häufigkeit des Gebrauches abgeſchliffen hatten.

Wir können uns aber nicht verhehlen, daß dieſer Grund nicht zureicht, vgl. z. B. das verbum substantivum, deſſen unregelmäßige Abwandlung allerdings aus dem häufigen Gebrauche zu erklären iſt, nicht aber deſſen Aufbewahrung mancher grammatiſchen Alterthümer; ferner die Pronomina, die ſamt ihren Alterthümlichkeiten doch gewiß häufig genug gebraucht werden.

Somit müſſen noch andere Gründe aufgeſtellt werden können. Z. B. für die Pronomina der geringe Umfang der Stämme, der u. A. im Ahd. die Unableglichkeit des r **) wirkte. Andere Gründe ſind in der inneren Beſchaffenheit, der Anwendung und Conſtruction der Wörterarten zu ſuchen, welche Pronomen und Adjectiv zur Beibehaltung deutlicherer Flexion trieb; wie denn in der That in den Deutſchen Sprachen das ſchwache Adjectiv, deſſen Flexion dem ſchwachen Subſtantive nachgebildet wurde (oder wenigſtens damit übereinſtimmt), „unverkennbare ſubſtantiviſche Conſtruction und Bedeutſamkeit“ ***) zeigt.

---

*) Vgl. Grimm Gr. I, S. 807, 19).

**) Vgl. Grimm Gr. I., S. 802, 3).

***) Vgl. Grimm a. a. O. S. 823, 14). II. S. 543.

ſuffixe und ſetzen ſich ſelbſt an deren Stelle [1]), in den meiſten Sprachen [2]) im Nominative des Singulares ſamt dem Flexionsſuffixe abfallend, doch urſprünglich nicht ohne Erſatz [3]), und in manchen Sprachen ſcheinbar zurückkehrend, worüber unten. Dieß iſt die ſogenannte ſchwache Declination, die noch immer an Ausdehnung gewinnt, da dieß amphibiale n ſich ſeit lange auch an Wortſtämmen anſetzt, denen es urſprünglich nicht einmal als Bildungslaut zukam. Verſchieden von dieſem n iſt das faſt [4]) aus-

1) Wiefern in Japet. Sprachen außer den Deutſchen ſchwache Declination anzunehmen ſei ſ. bei Grimm Gr. I., S. 832—3 und Bopp's o. angeführte Recenſion, ſo wie auch Deſſen vgl. Gr. nom. sing. A. a. O. bei Grimm und Bopp ſind auch noch mehrere Suffixe angegeben, deren Erſcheinung und Wirkung in der Declination der jenes n's gleicht. Eine Art ſchwacher Declination bildet das Ahd. Suffix ir vgl. Grimm Gr. I., S. 622, 631, 816. Welche iſt die urſprüngliche Geſtalt dieſes ir? Bopp erklärt es — vgl. Gr. S. 279 — aus Sanskr. Neutralſuffixe as; Grimm — Gr. I., S. 829 — ſtellt es mit der Lat. Form sucres zuſammen; noch Mehr darüber II., S. 270 — 1. Wie in der Hochdeutſchen Sprache hat auch in der Walachiſchen die Bildungs-Sylbe — r über die Gebühr um ſich gegriffen, was nach vorliegenden Quellen bei Muratori u. A. auch in andern Romaniſchen Sprachen früher der Fall war; einigermaßen bekanntlich auch bis in neuere Zeit in der Italieniſchen. Ueber den minderen Grad flexiviſcher Natur jenes Suffixes ir ſ Anm. 3).

2) Vgl. Grimm Gr. I., S 821, 11).

3) Mehr nnd minder deren Natur annehmend; vgl. Grimm Gr. II., S. 538, 1) 578, 1).

4) Wo dieß nicht der Fall iſt, mag der älteſte Zuſtand erſt ſpäter auf unorganiſche Weiſe zurückgeführt ſein. Vgl. Bopp vgl. Gr. §. 143. In dem Gemein-Griechiſchen μεγάλος zeigt der Accent, daß die Form nicht die älteſte des Nominatives iſt, ſondern daß ſie ſpäter aus den casus obliqui hierher überging. Oder ſollen wir hier eine Aſſimilation des Accentes annehmen, wie bei ἀνθρώποι (ſt. ἄνθρωποι): ἀνθρώποις — ?

5) Ueber Nachgefühl des alten Suffixes vgl. Grimm Gr. I., S. 821, 10).

6) Ueber deſſen Exiſtenz in den Germaniſchen Sprachen ſ. Bopp

ſchließlich der Sanskrita-Sprache eigene euphoniſche n in der Declination [1]), ſo wie auch das Griechiſche ν ἐφελκυστικὸν und das Semitiſche n paragogicum. Zur ſchwachen Declination zu gehören ſcheint das in neuen Volksſprachen erſcheinende n, z. B. in Neu-Griech. αὐτονῶν, ἐμένα u. ſ. w. Wal. mène, tène, séne. Heutiges Mittel-Deutſch gewiſſene u. dgl. — Eine andere Bedeutung hat bekanntlich der Ausdruck ſchwach bei den „ſchwachen Caſus" in mehreren Sprachen, beſonders der Sanskritiſchen [2]).

Die älteſte Bezeichnung der Zeitverhältniſſe mag ſich auf die der Vollendung durch Reduplication, alſo eine Verſtärkung der Wurzel, beſchränkt haben [3]), welche ſpäter durch die Anwendung des Ablautes — d. h. durch Feſthalten des Wurzellautes im Gegenſatze zu abgelauteten = geſchwächten Vocalen; — erſetzt wurde, zum Theile auch durch Gunirung und ähnliche Lautverſtärkungen, welche Anfangs noch nicht ganz ſelbſtändig auftreten, ſondern die noch gebliebene Reduplication ſecundiren [4]).

Daß alle dieſe Mittel anfänglich zur Bildung ganz

---

vgl. Gr. §. 133, 246. Grimm Gr. I., S. 806, 15). 817, 40). rechnet dieſe Erſcheinung als zur ſchwachen Declination gehörig.

1) Nicht in der Conjugation, da das n bei der 5. und 9. Claſſe der Zeitwörter organiſcher Theil einer urſprünglich ſelbſtändigen Wurzel iſt. — Zu jenen euphoniſchen n gehört auch das des Pronominal-Locatives auf in ſ. Bopp vgl. Gr. §. 201 gegen ſeine frühere Anſicht in der 3. Abh. vgl. Zergliederung ꝛc. Berl. Abh. 1826.

2) Vgl. u. A. Bopp vgl. Gr. §. 129 ff. S. auch o. S. 80 Anm. 1. Ob nicht dieſe Eintheilung aus organiſchem Principe entſprang? Pott a. a. O. S. 52, 61 erklärt ſie aus dem mechaniſchen Deutlichkeits-Principe.

3) Hier kommt freilich noch die chronologiſche Stelle des Augmentes in Frage, welches Bopp gr. crit. r. 317 Anm. aus dem a privativum erklärt. Vgl. Pott a. a. O. S. 23.

4) Vgl. o. S. 79 Anm. 1. Ferner ſ. dagegen Grimm Gr. II., S. 73; wiederum dagegen ib. I, S. 1056 und Bopp's Recenſion.

ſecundärer Wurzeln [1]) angewendet wurden, erwogen wir ſchon vorhin; in gleicher organiſcher Geltung wurden ſie dann zur Bezeichnung einzeler Zeitformen angewendet [1]). Am Stärkſten fixirten ſie ſich in den Formen für die größte Vollendung, die Vergangenheit, weßwegen das Präſens nur ſelten [1]) noch Reduplication und in den Germaniſchen, Lateiniſchen [2]) und Griechiſchen [3]) Sprachen ſchwächere Verſtärkung und Gunirung zeigt, als das Perfectum. Dieſes wurde nun alſo durch Laut-Verſtärkungen [4]) und durch die Ablautung der übrigen Formen in gleicher

---

1) In den Sanskr. Zeitwörtern dritter Claſſe erblicken wir nicht jene gänzliche Wurzel-Reduplication, da ſowol die Bedeutung dieſer Wurzeln, als der Mangel der Reduplication in den tempora generalia dagegen ſpricht. Die Reduplication hat dort vielmehr ihre ältere weitere Ausdehnung als Zeitbezeichnung behalten, welche nie über die tempora specialia (mit Einſchluſſe des praet. redupl.) hinausging, da nur dieſe die durch die Reduplication charakteriſirten Zeiten, Vergangenheit und Gegenwart, darſtellen. Als reduplicirte Wurzeln ſind dagegen die Sanskr. Deſideriva und Intenſiva zu betrachten.

2) D. h. der kurze Vocal wird in dem einfachen oder ſtarken — vgl. Pott a. a. O. S. 21 ff. — Perfectum in der Regel nach Abfalle der Reduplication lang, oder es tritt eine andre Lautverſtärkung ein. Vgl. Grimm a. a. O. S. 1056.

3) In der Griechiſchen Sprache nehmen wir nach Pott a. a. O. S. 12 ff. als Normal-Präteritum für unſern Satz das ſo genannte zweite oder mediale an. Dieſes zeigt im Verhältniſſe zum Präſens ᾱ (ᾱ, η): α; ο: ε; οι: ει — ο und ε ſind nämlich beide aus a entſprungen, ε aber als deſſen ſchwächſte Geſtaltung zu betrachten —. Den Wurzelvocal dagegen zeigt am Getreueſten der ſogenannte zweite Aoriſt. — Vgl. Grimm a. a. O. S. 1056 — 1057. Pott a. a. O. S. 12 ff.

4) Bopp — Rec. über Grimm — erklärt die Gunirung in 1, 2 p. sing. des Germ. Prät. entweder aus deren Einſylbigkeit oder aus Rückwirkung der verlorenen Endung a; alſo aus phonetiſchem Grunde nach ſeinem ſchon erwähnten Grundſatze; dem gemäß auch ebendaſ. den Vocalismus des plur. praet.

Weiſe [1]) charakteriſirt, als vorher durch die Reduplication; es behielt oder erhielt den ſtärkſten Klang. Der Uebergang von der Reduplication zum Ablaute ſtellt ſich in den reduplicirend-ablautenden Zeitwörtern dar, von welchen wir die reduplicativen Formen trennen, in welchen der Wurzelvocal durch eine nur phonetiſche Lautſchwächung geändert iſt, welche ſowol durch das Gewicht der Reduplication, als durch die umlautende Kraft der Endungen gewirkt ſein kann (wie z. B. in cecini u. dgl.) In den reduplicirend-ablautenden Zeitwörtern iſt die Reduplication im Erſtarren und Abſterben begriffen, was ſich auch in der übrigens in mehreren Sprachen ſehr früh erſcheinenden Fixirung eines beſtimmten Reduplications-Trägers ſtatt des gebührenden Wurzelvocales zeigt. In den Deutſchen Sprachen läßt ſich der weitere Verlauf am Deutlichſten, doch nicht ausſchließlich in ihnen, beobachten. Der älteſte Erſatz für die gänzlich abfallende Reduplication iſt der Ablaut [2]) (oder richtiger: der Gegenſatz zum Ablaute; vgl. das Obige), ſchon in der Gothiſchen Sprache; der jüngſte [3]) eine Art von Gunirung, die in der Alt-Hochdeutſchen Sprache in den Conjugationen auftritt, welche am Längſten die Reduplication bewahrt hatten; wir faſſen mit Schmitthenner [4]) und Graff [4]) dieſe Gunirung nicht als Contraction [4]) auf, weil ſie ohne Unterſchied der

---

1) Aehnlich, wie nach unſrer früheren Bemerkung die Sanskr. Wurzelſylbe va ſich zu ihrer Schwächung u verhält, wie Guna zu Grundlaute.

2) Grimm a. a. O. S. 1039.

3) Vgl. die Lateiniſche Sprache ſ. o. S. 111 Anm. 2).

4) Deutſche Etym. S. 70. — Graff Ahd. Spr. S. XXI — XXII, XXIV*. — Grimm Gr. I., S. 103—4, 862—3 cf. S. 1038—9. Es ſind hier mehrere Erklärungen anzuwenden und angewendet worden.

a. Grimm erklärte den Vocalismus des Ahd. Präteritum der erſten vier Conjugationen als materielles Erzeugniß der

anlautenden Wurzelconsonanten ersetzt und weil sie über das, wie schon mehrfach erwähnt, auch anderswo ähnliche Function ausübt. Sie ist mit der Sanskritischen Verstärkung des a in ê im praet. redupl. zum Ersatze für wegfallende Reduplication zu vergleichen, wenn diese Erscheinung nicht vielmehr bloßer Umlaut ist [1]). Der Wurzel-

---

früheren Reduplication, verhehlt aber die Schwierigkeiten dieser Erklärung nicht.

b. Ursprünglich fände ächter (Sanskritischer) Guna durch vortretendes a Statt, das später zu i verdünnt wäre. Vgl. Bopp vgl. Gr. §. 27, 83. Auch Graff Ahd. Spr. S. XXI, **.

c. Warum sollen wir nicht eine der Deutschen Sprache eigenthümliche Gunirung durch vortretendes i annehmen? Vgl. Graff Ahd. Spr. S. XXI, **. Einigermaßen wäre die o. S. 80 Anm. 1 angeführte Verstärkung oder Gunirung durch nachtretendes i zu vergleichen. — Jenes i bildete mit a=ia, mit u=iu, mit i=ii, woraus im Gothischen ei, im Ahd. i wurde.

d. Oder sollen wir eine ursprüngliche bloße Verlängerung des Wurzellautes annehmen, die sich später als Diphthongescenz gestaltete? Da das Goth. und Ahd. iu im praes. IX Conj. wenigstens mit dem Ahd. iu des praet. III. Conj. zusammenzustellen ist; so ließe sich zur Unterstützung für d. anführen, daß in manchen Präsens-Formen IX Conj. û für iu erscheint. Vgl. Graff a. a. O. S. XXI, **. Grimm Gr. II., S. 7.

Alle diese Hypotheſen können indeß nur für Conj. I, IV, deren Wurzellaut a sich als iu, und für Conj. III, deren Wurzellaut u sich als iu gestaltet — vgl. Graff a. a. O. S. XXI, * — gelten; nicht für Conj. II, die ungeachtet des Wurzellautes i ia bildet. Bliebe uns zur Erklärung derselben nur die Annahme der Accomodation, falscher Analogie übrig?

1) Vgl. Bopp Gr. crit. §. 489 b und Anm. — S. auch o. S. 77 Anm. 2. Wir erlauben uns indeß einige Zweifel. Die Länge des (in Sanskr. immer langen) ê in têmitha und in den ähnlichen

tion, Vocalveränderung, ausgeſchloſſen werden. Beſonders geſchieht Letzteres in den Germaniſchen Sprachen, wozu ohne Zweifel der Umſtand beiträgt, daß dort nur bereits durch Zuſatz vocaliſcher Wurzeln entſtandene neue, abgeleitete zur ſchwachen Conjugation gehören. Dieſe Ableitung durch eine vocaliſche Wurzel zeigt ſich, aber nicht in Correlation mit der durch eine dentale Wurzel, wol in allen Japetiſchen Sprachen; und da ſie faſt überall zwar nicht auf gleiche, aber doch auf ähnliche Weiſe die Conjugation für Periphraſis empfänglicher und für jene andern Bildungsmittel unempfänglicher macht [1]), können wir ſie mit jener andern Zuſammenſetzung als Kennzeichen ſchwacher Conjugation coordiniren. In der Ahd. Sprache hat übrigens die zugetretene vocaliſche Wurzel das Verdienſt, das ſonſt im Germaniſchen faſt ganz verſchwundene alte Suffix der 1 p. sing. geſchützt zu haben [2]). Später nimmt die Sprache wieder eine jener Zuſammenſetzung mit dhâ ähnliche Zuſammenſtellung mit thun, *to do* im Altdeutſchen, Engliſchen und in Deutſchen Volksdialekten vor, die aber bis dahin nicht zur Verſchmelzung gediehen iſt. Analog iſt auch die Zuſammenſtellung eines abstracten Nomens, wie dort des ebenfalls als ſolches zu betrachtenden Infinitives oder der Wurzel, mit einem Thun bedeutenden Verbal-Stamme, beſon-

---

ſchwachen Conjugtion vgl. Grimm a. a. O. S. 1040 δ) (oben), und die häufige ſchwache Conjugation in der heutigen Kinderſprache (vgl. o. S. 58 Anm. 1.)

1) Vgl. außer mehreren Sanskritiſchen Verbenclaſſen die Grammatik der einzelen Sprachen und namentlich Grimm Gr. I., S. 1060 — 1.

2) Beim erſten Blicke ſcheint auch die Germ. ſchwache Declination das Suffix des Acc. sing. geſchützt zu haben, was doch wol aus überwiegenden Gründen nur ſcheinbar iſt. Anders verhält es ſich mit Nom. und Acc. plur. Vgl. Grimm Gr. I., S. 818, 2).

ders dem aus der Wurzel kar (kr) erwachſenen ſchon in der Sanskrita-Sprache (auch das praet. red. circumser. gehört hierher cf. *Bopp* Gr. crit. r. 457 ann.), ſtärker in den neueren Indiſchen und den Medo-Perſiſchen Sprachen, nämlich der Perſiſchen und Oſſetiſchen, mit ſonderbarer Ausnahme der Armeniſchen. Vergleiche auch Ahd. unarta tuôn u. dgl.; pessum — do, per — do, venum — do, auch wol, satis —, lucri —, cale —, tepe — facere etc.[1]); den Gebrauch des Griech. θεῖναι mit Accuſativen[2]) (θεῖναι, dare, tuôn ſind auch materiell Geſchwiſter).

Später Periode gehört das Zuſammenſetzen der Verbal-Stämme mit Präpoſitionen zur Bezeichnung grammatiſcher Formen an, woraus in manchen Sprachen, wie z. B. der Oſſetiſchen, allmälig faſt völlige Verſchmelzung wird; wie denn die Präpoſitionen, nachdem ſie zuerſt untrennbar geworden ſind, in mehreren Sprachen zur völligen Zuſammenſchmelzung mit Stämmen neigen. Auch in der Declination mancher entſtellteren Japetiſchen Sprachen dürften ſich ähnliche Erſcheinungen nachweiſen laſſen.

Obwol die Sprache in ihrem älteren Beſtehen im Allgemeinen die zahlreichſten und geſchiedenſten Formen zeigt; ſo finden doch einzele Ausnahmen Statt, wo entweder neue Schöpfung größeren Reichthum entwickelte, als die alte[3]), beſonders durch Periphraſis; oder wo Eine alte Form ſich zerſpaltet und dadurch neue erzeugt — wie z. B. der Ahd. Inſtrumental[4]); die Goth. Geſchlechts-

---

1) S. Grimm Gr. II., S. 969.

2) S. Pott a. a. O. S. 47.

3) In Bezug auf Ableitung vgl. o. S. 67 Anm. 2.

4) S. Bopp vgl. Gr. §. 162.

unterſcheidung im gen. plur. [1]); über noch mehrere, beſonders vocaliſche, Unterſcheidungen in den Ahd. Formen vgl. u. A. Grimm Gr. I., S. 616; die Entwickelung der Gr. Formen ποδός, πόδες, πόδας aus urſprünglichem padas [2]); die Lat. Unterſcheidung zwiſchen a kem. und u (o) masc. und neutr. aus urſpr. a u. dgl. ſolche Schöpfungen ſind, durch welche wenigſtens neue Unterſchiede ſchon vorhandener Formen gegeben werden —, was indeſſen oft nur unvollkommener Erſatz für früher beſeſſene antikere Formen iſt [3]).

Einen noch weniger organiſchen Erſatz für abgefallene oder ganz geſchwächte Suffixe bildet der bei ihren Lebzeiten durch ihren phonetiſchen Einfluß entſtandene und nun ſie überlebende Umlaut [4]) in der Stammſylbe. Dieß gilt zunächſt für die Germaniſchen und Keltiſchen Sprachen; beſonders weiſt in der Galiſchen Declination der gebliebene Umlaut [5]) den Forſcher auf die Beſchaffenheit der abgefallenen Suffixe hin. Dieſe Erſcheinung iſt gleichſam der letzte Zeuge aus der Flexionsperiode; auch in der Galiſchen Sprache zeigen ſich daneben wirklich noch einige Suffixe, am Deutlichſten noch der Reſt des pluralen Dativ-Suffixes, ibh. Um ſo auffallender iſt dieſe Bemerkung hier, weil in der Galiſchen Conjugation die zerſtörende Hand

1) S. Bopp a. a. O. §. 246.

2) S. Pott a. a. O. S. 22. Aehnliches Verfahren in der Conjugation ſ. o. S. 83—4.

3) Vgl. o. S. 68.

4) S. o. S. 79 Anm. 1.

5) Sogar die Aſſimilation läßt, in den Germaniſchen Sprachen wenigſtens, ſolche Schlüſſe zu ſ. Grimm Gr. I., S. 304.

der analytischen Periode weit stärker gewaltet hat, da sonst umgekehrt, wie denn Dieß auch der andre Keltische Hauptstamm zeigt, die Declination zuerst zerstört wird [1]). — Ueber das Verfahren des Sprachgeistes gegen die Nominal-Flexion sprachen wir übrigens schon oben; vgl. besonders S. 102, C.

Ein andrer Ersatz für abgefallene Suffixe wird den Stämmen durch Verlängerung oder Gunirung ihres Endvocales [2]); von besonderem Interesse ist dieser Satz für die Femininstämme ohne Nominativsuffix, mit langem Endvocale, der in entarteter Periode zwar seine Länge verliert, aber durch deren Nachwirkung doch bleibt, während die durch keine alte Länge geschützten Endvocale des Masculinum und Neutrum entweder verdumpfen (a zu ŏ, ŭ) oder ganz abfallen, bis in äußerster Entartung auch der feminine Endvocal ganz verdumpft.

Aber wir sprachen schon oben S. 68, 91 die Ansicht aus, daß die Verlängerung des Femininsuffixes durch eine Vereinigung des phonetischen Principes mit dem organischen gewirkt wurde; also nicht als fast bloß phonetischer Ersatz für abgefallenes Suffix [3]), obgleich erst nach Erschaffung der Suffixion. Ueberdas sind ja meistentheils bei solchen Stämmen Auslauts-Länge und Suffix in Ein-

1) Vgl. o. S. 107 mit Anm. 4.

2) Vgl. o. eine analoge Erscheinung bei der Wurzelbildung. — Die Belege für unsern Satz finden sich häufig in den meisten Japetischen Sprachen; s. namentlich Bopp vgl. Gr. und Reimnitz System der Griech. Declination.

3) Doch s. Bopp vgl. Gr. S. 142, 159 vgl. §. 154.

tracht neben einander und nur der Nominativ zeigt hier, wie anderswo die Neigung zum Suffix-Wegwurfe.

Nicht selten scheint in relativ zerrüttetem Sprachzustande nach längst eingetretener und eingewohnter Verderbniß der Laute und Formen eine unter dem Schnee lebendig gebliebene Erinnerungskraft alten Zustand zurückzuführen; als Beispiele mögen die schon erwähnte Reproduction der Suffixe n und r im Nominative Griechischer und Deutscher [1]) Nomina und der Rückumlaut in den Germanischen Sprachen [2]) gelten. Aber wo die Reproduction nicht eigentlicher Rest aus alter Zeit ist, wird sie besser aus Uebertragung einer allzugewohnt gewordenen Form an eine zufällig [3]) ihr ursprünglich gebührende Stelle oder aus phonetischen Gründen zu deuten sein. Durch Erinnerung an alte Form-Unterschiede ließe sich auch die im Nhd. häufig hervortretende Scheue vor Unterordnung von

---

1) S. u. A. Bopp a. a. O. §. 143, 145.

2) Vgl. Grimm Gr. I., S. 870 — 1 und Bopp dagegen in der o. a. Recension und dagegen wol wieder Grimm S. 873, wo die Formen des Präteritum mit dem umlautenden Bindevocale i als die älteren dargestellt sind. Oder soll vor pranta wirklich ein prannita (nicht prennita) in noch nicht umlautender Zeit hergegangen sein, dessen Synkope auch schon vor Eintritte der Umlauts-Periode erfolgte? Vgl. Grimm S. 871, γ) und o. S. 99 Anm. 5. Wenn Bopp a. a. O. das flexionslose part. prt. kiprennit jünger, als kiprantêr nennt, so steht Dieß nicht geradezu Grimm S. 873 entgegen, weil erstens die Flexionslosigkeit gewiß jüngere Periode anzeigt; und weil zweitens das nach Bopp a. a. O. durch das Participial-Suffix ta gebildete part. prt. der schwachen Conjugation nicht in ursprünglicher Beziehung zu dem Präteritum steht. Kann die ganze Lehre von dem Rückumlaute umgeändert werden?

3) Auch Grimm nimmt nach Gr. I., S. 822 keine organische Rückkehren in der Sprache an.

Nomina verſchiedenen Geſchlechtes unter Ein Geſchlechtswort oder Eine ſonſtige grammatiſche Kategorie, wo die jetzige Form ſonſt nicht dagegen wäre, deuten; aber wir leiten ſie richtiger aus logiſchem Principe ab.

Immer willkürlicher waltet der Geiſt mit der Sprache und nicht bloß mit ihren Formen, ſondern auch mit ihrem Wörtervorrathe. Sonderbare Beziehungen der Sprache zur Geſchichte zeigen ſich: Ehrenhafte Worte pejoriren ihre Bedeutung, Diminutive erhalten den Rang ihrer Primitive und dieſer Curs erhöht ſich zur augmentativen Bedeutung. Die erſte dieſer Bemerkungen wird durch die meiſten Sprachen, die beiden letzteren beſonders durch die heutige Griechiſche Umgangsſprache belegt.

Die ſchönen Gebäude der Sprachen zerfallen allmälig; verlaſſen auf verödetem Boden, wie der feenhafte Todtenpalaſt zu Agra, ſtehen noch einzele reiche Antiken in der Gegenwart. Aber der freie Menſchengeiſt trauert nicht über das Zerfallen der Form, die, obgleich reich und ſchön, dem erwachſenden zu enge ward; ſondern er waltet wunderbar mit den Trümmern. Erhabene Menſchen, die Fürſten im Reiche der Kunſt und der Wiſſenſchaft, adeln die geſunkenſten Sprachen; und die Theile einer nur aus Trümmern beſtehenden Sprache fügen ſich unter eines Shakſpeare's Hand bald zur feinſten Moſaik, bald zum erhabenen Pantheone zuſammen.

Verbeſſerungen.

Seite	1	Zeile	5	von	oben	lies ſei	ſtatt ſey
—	16	—	8	—	—	— Heroen	— Herren
—	81	—	3	—	—	— pitr	— pifr
—	44	—	5	—	unten	— servabunt	— scrivabunt
—	78	—	6	—	—	— ð.	— ȝ.
—	80	—	4	—	—	— Vgl. Gr.	— Gr.
—	81	Anm. 7)				— ***	— XXX.
—	87	Zeile	8	—	oben	— Ahd. v.	— Ahd. ν.
—	—	—	5	—	—	füge [1]) zu.	
—	89	—	4	—	—	lies tz.	— ȝ.
—	90	Anm.	1			— x	— ϰ
—	92	—	2			— hierher	— hieher
—	98	—	2			— Artikels	— Aritkels
—	99	—	3			— Gr. cr.	— Gr.
—	105	—	2			— aflifnand	— aflifnand
—	106	Zeile	1	von	unten	— 4)	— (
—	109	Anm.	1			— sucres	— sucres

— 41 ſteht mehrmals é ſtatt è

(Leichtere Fehler corrigire der Leſer.)

NOV 1 1 1943